

daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs
am maschinen- und heimatmuseum eslohe.
nr. 44**



Kuiken Hahne

**Eine Sozialskizze in Fredeburger Mundart
aus dem 19. Jahrhundert, ihre Wirkungsgeschichte
und ihr historischer Hintergrund**

eslohe 2011

Kuiken Hahne

Eine Sozialschizze in Fredeburger Mundart aus dem 19. Jahrhundert, ihre Wirkungsgeschichte und ihr historischer Hintergrund

Redaktion:

Peter Bürger, Christine-Koch-Mundartarchiv

Mitarbeit & Einsendungen:

Heinrich Aufmhoff, Schmalleberg-Fredeburg (Mitarbeit Kapitel IV)

Dr. Werner Beckmann, Mundartarchiv Sauerland (Mitarbeit & Endredaktion Kapitel III-IV)

Hubert Gierse, Ortsheimatpfleger von Fredeburg (Beitrag zu Ignaz Gördes und Recherchen zur „Kuikenhahne“-Überlieferung)

Dr. Tobias A. Kemper, Bonn (genealogische Recherchen)

Manfred Raffenberg, Sauerländer Heimatbund (Mitarbeit Kapitel IV)

Dr. Günter Schulte, Stadtarchiv Schmalleberg (Einsendung zur Vita des Anton Beulke)

Herbert Siebert, Lennestadt-Halberbracht (Einsendung des Buchauszugs „Josef Lauber: Dorlar, 1969“)

Dierk Stoetzel, Eslohe (genealogische Recherche)



Impressum

Kuiken Hahne. Eine Sozialschizze in Fredeburger Mundart aus dem 19. Jahrhundert, ihre Wirkungsgeschichte und ihr historischer Hintergrund. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 44. Eslohe 2011. www.sauerlandmundart.de

Inhalt

I. Einleitung:

Eine plattdeutsche Sozialschizze und ihre Wirkungsgeschichte <i>Von Peter Bürger</i>	5
Das plattdeutsche „Kuikenhahne“-Manuskript von Ignaz Gördes (1802-1884)	6
„Kuikenhahne“ als Schwankthema bei Gottfried Heine (1905)	11
Die unsympathische Neuinterpretation im „Kükenhahne“-Text (1922) des Fredeburger Rektors Dr. Friedrich Albert Groeteken	12
Ein Einspruch von Josef Lauber, oder: Wozu Genealogie auch gut sein kann	16
Literatur & Quellen (mit Kurztiteln)	21

II. Ignaz Gördes (1802-1884),

Lehrer, Küster, Organist zu Fredeburg <i>Von Hubert Gierse</i>	23
--	----

III. Kuiken Hahne.

Ein Versuch, ob Fredeburger Platt geschrieben und verstanden werden könne <i>Von Ignaz Gördes (1802-1884)</i>	25
---	----

IV. Hochdeutsche Übertragung

zum „Kuiken Hahne“-Manuskript von Ignaz Gördes <i>Von Heinrich Aufmhoff, Dr. Werner Beckmann, Peter Bürger, Manfred Raffenberg</i>	35
--	----

V. Kuikenhahne (1905)

<i>Von Gottfried Heine</i>	43
----------------------------	----

VI. Küken Hahne,

der Till-Eulenspiegel des Fredeburger Landes (1922) <i>Von Friedrich Albert Groeteken</i>	45
Geburt und Jugend des Küken Hahne	46
Wie Küken Hahne Tabakhändler wurde	48
Wie Küken Hahne sich eine Frau nahm	49
Wie Küken Hahne den Tag für die Nacht ansah	50
Wie Küken Hahne den Pfarrer verprügelte	50

Wie Küken Hahne einem Rechtsanwalt Antwort gab	51
Wie Küken Hahne etwas über die Finger bekam	51
Wie Küken Hahne einen bösen Buben trug	51
Wie Küken Hahne neben einem Schnapsfaß schief	52
Zwei Fredeburger Anschläge	52
Wie Küken Hahne einmal einen Menschen erschöß	54
Wie Küken Hahne beinahe die Eisenbahn durch sein Backes bekommen hätte	55
Wie Küken Hahne sich zu helfen wußte	55
Eine seltsame Suppe	56
Wie Küken Hahne Milchsuppe zu essen bekam	56
Wie Küken Hahne die Hosen voll Brei trug	57
Wie Küken Hahne beinahe erstickt wäre	58
Wie Küken Hahne beinahe lebendig begraben worden wäre	58
Wie Küken Hahne des Pfarrers Hund behütete	58
Wie Küken Hahne einmal sterben wollte	59
Wie Küken Hahne wirklich starb und begraben wurde	59

VII. Kuiken Hahne un de Affekote

<i>Zeitschrift „Sauerland“ Nr. 4/1977</i>	61
---	----

VIII. Über einen Zeitgenossen des „Kuikenhahne“:

En halwen Suekopp. „Humoreske“ über Franziskes von Niedersalwey († 1857) <i>Von Pfarrer Johannes Dornseiffer</i>	62
---	----

IX. Heimatgeschichtliche Erkenntnisse zu Anton Beulke (1790-1867)

<i>Friedrich Müller: Küken Hahne (1966)</i>	66
<i>Josef Lauber: Kükenhahne (1969)</i>	67

X. Abbildungsnachweis	68
------------------------------	----

I.

Einleitung:

Eine plattdeutsche Sozialschizze und ihre Wirkungsgeschichte

Von Peter Bürger



„Ich habe Anton nicht aus böser Absicht zu diesem >Versuch< gewählt, sondern wegen seiner originellen Persönlichkeit und weil er ein Bekannter in der ganzen Umgebung war. Auch hauptsächlich noch, weil er ein Opfer schlechter Erziehung war. Er hat wegen seines unsteten Umherwanderns wenig oder gar keinen Unterricht genossen. Unter guten Händen würde er gewiß ein tauglicher Knecht, Arbeiter oder auch Handwerker geworden sein.“

Hochdeutsche Nachbemerkung des Fredeburger Lehrers Ignaz Gördes (1802-1884) zu seiner Mundartskizze „Kuikenhahne“

Im Hintergrund der Arbeiten des Christine-Koch-Mundartarchives steht besonders auch das Interesse an der Sozialgeschichte des Sauerlandes (vgl. Bürger 2006; Bürger 2007; daunlots nr. 19). Mit der vorliegenden Ausgabe der „daunlots“ können wir eine bislang unveröffentlichte plattdeutsche Sozialschizze aus dem 19. Jahrhundert – nebst Übersetzung und Wirkungsgeschichte – dokumentieren und erschließen. Im Mittelpunkt steht die Gestalt des Tagelöhners Anton Beulke aus (Schmallenberg-)Altenilpe, genannt „Kuiken Hahne“.

Wer als Biograph das Lebensbild eines Menschen zu zeichnen versucht, muß sich immer der subjektiven Bedingtheit – der eigenen wie auch der seiner Gewährsleute – bewußt sein. Noch stärker ist das Subjektive in Rechnung zu stellen beim Blick auf Aufzeichnungen und Überlieferungen zu sogenannten „Originalen“. Auf diesem Felde wirken kollektive Erzählprozesse eines Dorfes oder Kirchspiels, und sie formen auch die Erinnerungen von Gewährsleuten, die

z.T. noch als Zeitgenossen der zentralen Gestalt gelten, mit (vgl. Bürger/Franzen 1987). Wie wir einem Menschen begegnen oder ihn wahrnehmen, sei es leibhaftig oder vermittelt, das hängt ab von unendlich vielen Faktoren, z.B. von unserer eigenen Persönlichkeit, vom sozialen Standort und Umfeld, von Weltanschauung und Vorurteilen. Ein und dieselbe Person kann sich im Umgang mit unterschiedlichen Mitmenschen jeweils von einer ganz anderen Seite zeigen; ein und dieselbe Person kann mit ihren Charakterzügen oder sonstigen Eigenarten auf unterschiedliche Mitmenschen sehr verschieden wirken.

Auch beim Redakteur oder Sammler, der etwas zu einem „Original“ zusammenträgt und niederschreibt, spielen die mannigfachen Bedingtheiten immer mit hinein. Man befragt nämlich z.B. vorzugsweise Leute, zu denen man ohnehin schon irgendeinen sozialen Bezug hat oder von denen man sich eine Stützung des eigenen, vorgefaßten Bildes erwartet. So etwas läuft zumeist ganz unbewußt ab. Bei der Endredaktion liegt dann Material aus „Dichtung und Wahrheit“ vor: historisch gesicherte Fragmente, phantasievoll angereicherte Erinnerungen, gänzlich frei erfundene oder aus fremden Zusammenhängen übernommene Geschichten etc. Man möchte schließlich beim Abfassen eines Textes auch ein in sich stimmiges Gesamtbild präsentieren und für Lesegenuß Sorge tragen. Zu diesem Zeitpunkt ist man von der „Richtigkeit“ des eigenen Vorverständnisses oder Ideals – nolens volens – längst überzeugt.

Diese kritischen Vorbemerkungen sind notwendig. Denn bei den Überlieferungen über ein „Original“ handelt es sich meistens nicht nur um eine rein literarische Angelegenheit, bei der man – selbstredend – nach Lust und Laune beliebige Fiktionen einfließen lassen darf. Im Hintergrund steht ja oft ein Mensch, den es wirklich gegeben hat. Diesem Menschen aber kann der Geschichtenerzähler Unrecht tun, auch wenn er schon lange unter der Erde liegt.

Das plattdeutsche „Kuikenhahne“-Manuskript von Ignaz Gördes (1802-1884)

Die früheste bekannte Niederschrift über „Kuikenhahne“ bzw. Anton Beulke ist eine 20 Seiten umfassende Handschrift des Fredeburgers Ignaz Gördes (1802-1884). Zur Person dieses Lehrers, Küsters und Organisten hat Ortsheimatpfleger Hubert Gierse für die vorliegende daunlots-Ausgabe einen Beitrag auf der Grundlage der Unterlagen in seinem Fredeburger Heimatarchiv verfaßt (siehe: Kapitel II). Nach Absolvierung des Arnsberger Normalkursus war Gördes zunächst in Bracht (1823-1824), dann ab 1824 als Gehilfe bei seinem Stiefvater, dem Fredeburger Lehrer Casimir Richter († 1847), und ab 1830 als ordentlicher Lehrer in Fredeburg tätig. Später übernahm er in Fredeburg auch die Ämter des Organisten (ab 1841) und Küsters (ab 1847). Ein Jahr vor seiner Pensionierung, im Herbst 1874, wurde ihm mit Jubiläumsschriften und Festliedern für sein segensreiches Wirken als Pädagoge gedankt: „Die Viele zum Guten unterwiesen haben, werden leuchten wie die Sterne immer und ewig“; „Ein weiser Mann

unterrichtet sein Volk, und die Früchte seines Unterrichtes bleiben nicht aus“ (Sirach 37,26).

Seine kleine Schrift „*Kuiken Hahne*“ bezeichnet Gördes – vielleicht unter dem Eindruck der Schwankbücher von F.W. Grimme – als „Versuch, ob Fredeburger Platt geschrieben und verstanden werden könne“. Die undatierte Handschrift, von Heinrich Aufmhoff (Fredeburg) aufbewahrt, wird hier erstmals – samt einer hochdeutschen Übersetzung – veröffentlicht (Kapitel III und IV). Dieser Teil der *daunlots*-Ausgabe ist als Gemeinschaftsarbeit entstanden. Der niederdeutsche Philologe Dr. Werner Beckmann hat als Endredakteur die Textedition liebevoll betreut und mit aufschlußreichen Anmerkungen versehen.



Gördes erzählt zunächst die familiäre Vorgeschichte der Hauptgestalt: Um 1800 wandelt im Amt Fredeburg eine Bettlerin mit Namen „Hanne“ umher, die je nach Jahreszeit in Scheunen oder im Freien übernachtet. Als sie in Altenilpe krank aufgefunden wird, richten ihr die Bewohner das nicht mehr in Gebrauch stehenden „Heiten Backes“ (Backhaus) als Heim her. Bei ihrem Tod hinterläßt Hanne zwei Kinder (die Leute sprachen schon zuvor von der „Henne“ und ihren „Küken“). Der ältere Junge (Anton) wird von einem vorwitzigen Schneider und hernach von allen anderen „Hahne“ oder „Kuiken Hahne“ genannt, der jüngere nur „Kuiken“. Zunächst schlagen sich die beiden armen Waisen mit Hilfe der Erträge von Heischegängen durch das Leben. Hier bietet die Skizze Hinweise zum Heischeprivileg der Armen zu Dreikönige, Petri Stuhlfeier und Fastnacht (Bürger 2006, 483-567). Indirekt finden auch die für die Entlohnung der armen Sänger z.T. eigens mit Mehl gestreckten Würste Erwähnung. Die passenden

Verse werden allerdings nur in fragmentarischer Form zitiert (z.B. „Hilgen drai König met ihrem Stern, / Hie seind so zwei Jungens, die iäten so gern“).

Mit zunehmendem Alter gestaltet sich diese Weise des Nahrungserwerbs allerdings schwieriger. Einige Leute meinen, die beiden könnten jetzt auch gut arbeiten. Außerdem kommt es – in diesem Fall wohl schon vor der Preußenzeit – zur polizeilichen Verfolgung (der Dreikönigsstern wird zur Abschreckung im Amtshaus aufgestellt). Der jüngere Bruder zieht weg ins Reister oder Caller Land. Anton (bzw. „Kuiken Hahne“) aber bleibt im Backes. Er versorgt eine Ziege, die man ihm geschenkt hat, und geht für die Leute auch gerne als Bote in andere Dörfer. Außerdem bieten Ereignisse wie Hochzeiten, Richtfeste oder Begräbnisse die Gelegenheit, sich – mal mehr, mal weniger – zu sättigen (die Beköstigung von Armen auf Hochzeiten war eine durchaus „institutionalisierte“ Übung).



Schließlich beginnt Anton erfolgreich ein Wandergewerbe mit Tabak, wofür er sich in Bilstein bei Brill mit Ware eindeckt (vgl. zur 1809 gegründeten Tabakfabrik von J.W. Brill: Falk/Kalitzki 2011, 8f). Obwohl er beim Brill als vertrauenswürdiger Kreditnehmer gilt, deckt er sich jeweils beim Einkauf nur mit bis zu acht Pfund ein, um nicht so schwer tragen zu müssen. Unterwegs nächtigt er kostenfrei in Scheunen und sorgt dafür, daß ihn die Bewohner der Ortschaften mit einem – bis zu siebenfachen – Frühstücksbrei versorgen. Einige Stimmen bezichtigen ihn, er schneide von jedem Pfund Tabak einen halben Fingerlang für seinen eigenen Gebrauch ab; doch Anton bestreitet entschieden eine betrügerische Portionierung bei seinen Verkäufen (Resümee des Erzählers: „Ät is alsäü nit konstantäiert, dätte unehrlich was“). Für eine spätere Zeit teilt Gördes mit, Anton habe wegen eines fehlenden Gewerbescheins das Tabakge-

schäft einstellen müssen (hier wird also eine amtliche Reglementierung des Hausierer- oder Wanderhandels thematisiert).

Bei der Brennholzbesorgung im Wald nimmt Anton ein „Gewohnheitsrecht“ der Ärmern für sich in Anspruch (womit er zu seiner Zeit wohl kaum eine große Ausnahme gewesen sein dürfte). Ein Bauer, der ihn erwischt, besteht auf der Ablieferung des Holzes, aber die eigentliche „Bestrafung“ besteht darin, daß der „Holzdieb“ eine große Schale Plundermilch essen muß. – Die „Rechtsauffassung“ des Anton ist übrigens auch im plattdeutschen Sprichwortgut bezeugt: „En Holtdeiw – hiat Guatt leiw.“ Oder: „Wenn mi bläöß de Polizei nit kritt, / uese Hiärrguott doeit mi nix.“ (zit. Bürger 2006, 609) – Der Pfarrer Christoph Grothof (1805-1895) von Berghausen erdachte zur Steigerung des bäuerlichen Wohlstandes ein pädagogisches Aufklärungslied, das in einer Strophe folgenden Zweck vermerkt: Der Ackersmann kann „dann fleißig beten [...] Auch geben Holz den Armen hin, / Die sonst erfrieren müssen, / Denn das ist echter Christensinn, / Daß wir die Armuth grüßen.“ (zit. Bürger 2006, 603)

Ob seines erfolgreichen Gewerbes wäre Anton nun „dä glücklichste Menske ob der Welt wiäst, wanne dät Kruize nit härre hat, dät sä nä Hahne, ödder Kuikenhahne herren. [...] Hai was dann imme Stande un schlaug ödder schmäit met sëinem dicken Knüppel strack drop tau. Domet gurre nöü äist recht Ualäg int Fuier, un sëin Name wor stäereotëip. Alles raip nöü Hahne – Kuikenhahne ödder kräggere as nä Hahnen ödder schnakkere in dä Hänge ase dä Hahne in dä Fittke schlett viärme Kräggen.“ Vergebens versucht der Verspottete, den Ruf „Kuiken Hahne“ sogar amtlich unterbinden zu lassen. Schließlich raten gute Freunde dem Anton, als alles andere fehlschlägt, den Zuruf des Spitznamens einfach zu ignorieren. Das hilft. Fortan kann er zu seiner großen Freude unbehelligt durch die Dörfer ziehen.

Sehr liebevoll geschildert wird nun die Verehelichung mit der – mutmaßlich aus Hesborn stammenden – Kuhmagd Christine (deren sehr bescheidene Dienstverhältnisse beim Bauern auch Erwähnung finden: zur Entlohnung gibt es nur Essen, alte Kleidung und alle zwei Jahre einen neuen Unterrock). Anton vertraut – sogar unter Nennung seines früheren Spottnamens – dem Priester an: „Herr Pastäuer! bëi ne Hahnen mat ok nä Henne, ick well friggen!“ Sorge bereiten ihm allerdings die kirchlichen Kosten der Hochzeit (die Stolgebühren werden also als Problem für die Armen thematisiert). Ein ihm bekannter „dreister Pater“ aus der Nachbarschaft will der Eheschließung gebührenfrei assistieren. Der für Altenilpe zuständige Pastor von Dorlar besteht indessen auf Einhaltung des regulären Weges, teilt dabei jedoch rücksichtsvoll mit, er und der Küster würden die Kosten einstweilen wohl anschreiben.

Anton, der sich in seiner erfolgreichen Händlerzeit einen blauen Rock hatte kaufen können, braucht nun nur noch eine neue Kappe für das große Ereignis. Für seine Christine, die ihm das schönste von allen Mädchen zu sein scheint, kauft er ein bedrucktes Kleid, ein Schultertuch und eine Schleife (bzw. ein Band als „Bauchbinde“). Für den Haushalt werden Kaffeekeessel, ein Topf und einige Tassen angeschafft. Das „Backes“ wird frisch geweißelt und ausgekehrt. Im

Anschluß an die schnell absolvierte kirchliche Eheschließung in Dorlar gibt es für jeden ein Bier bei Sievers (vermutlich Verwandte des Bräutigams; vgl. Kapitel IX); dann aber feiern die ehemaligen Dienstherrn der Braut (als Trauzeugen) und die Nachbarn mit dem Paar im Backes. Es stehen dort Kaffee, kleine Roggenbrote, Käseschnitten und Anisschnaps bereit.

Das Eheleben wird so eingeleitet: „Hai un sai liäwern nöü no Mannes un Fruggens Wëise.“ Christine versorgt daneben die Ziege, hilft täglich bei den umliegenden Bauern und übt sich in – bescheidenen – Kochkünsten. Anton muß sich – da ihm der Tabakhandel ja nun amtlich verboten ist – wieder auf Bettelreise begeben und u.a. diverse Festlichkeiten besuchen: „Wann hai nöü saat was, dann kräiche näü säu viel, dät fütär sëine Gnedigste äuk wuat üwrig bläif.“

Im Alter beschränkt sich der Wirkungskreis des „Kuiken Hahne“ auf die nähere Umgebung. Er betet beim Betteln – noch nach alter Art – in den Hauseingängen. Als die Ziege stirbt, sammelt er – sein Leid klagend – auch Geld für ein neues Tier. Allerdings schlachtet er schon nach zwei Jahren für sich und Christine die neu erworbene Milchgeberin und muß erneut eine Kollekte in gleicher Sache abhalten. Die zunehmende Gebrechlichkeit zeigt sich darin, daß Anton, der sonst trotz tiefstem Schnee seine Gänge absolvierte, nun bei schlechtem Wetter immer öfter ausbleibt. Treue Hilfe findet er namentlich in Fredeburg („dai Friäwersken harren iären langjöhrigen Kunden laif kriegen, do stonke siek gut bëi“). Schließlich stirbt er fromm, und einige Jahre später folgt ihm die von der Gemeinde versorgte Christine. Da beide weder Nachkommen noch Verwandte hinterlassen, „kräggere balle känn Hahne un känne Henne mehr“ nach ihnen.

Lehrer Ignaz Gördes, den später Gottfried Heine und Friedrich Albert Groeteken als „Freund des Kuiken Hahne“ bezeichnen werden, legt hier eine sehr menschliche Skizze vor. Er vermittelt durchaus einfühlsam die Not mit dem Spottnamen „Hahne“ und berichtet dabei von freundschaftlicher Hilfe für den Verspotteten (wir dürfen nicht vergessen, daß im Kontext der ganzen Geschichte durch den besagten Zuruf ja eine uneheliche Bettlerherkunft zur Sprache kommt). An drei Stellen wird von einem ungebührlich lauten Lachen des Anton berichtet (Verlobungsmitteilung beim Pastor, Kauf des Brautkleides, Beendigung der Hochzeitsfeier im Backes angesichts der aufgezehrten Vorräte). Jeder Leser mit etwas Menschenkenntnis versteht, daß hier ein unbeholfener Mensch versucht, seine Unsicherheit zu verdecken. Burschen, die dem reisenden Anton einen Hahnenkamm an der Kappe anbringen oder ihm beim Haareschneiden ungefragt eine Glatze verpassen, werden keineswegs als Helden dargestellt. Heischegänge, eigenmächtige Brennholzbesorgung, Beköstigung bei Festanlässen und Bettelbesuche mit „Vaterunser“-Gebet vermittelt Gördes eher aus der Perspektive der Armen, jedenfalls nicht als Gelegenheiten zur raffgierigen Bereicherung. Zweimal kommt die Ehrlichkeit der Hauptgestalt zur Sprache (beim Tabakshandel ist ein Betrüger keineswegs nachgewiesen; nach dem Schlachten der Ziege will Anton nicht lügen und sagt deshalb auch diesmal nicht, das Tier sei ihm eingegangen). Mit bescheidenen Mitteln, aber durchaus

liebevoll und achtsam, bereiten die Bewohner des „Backes“ ihre Hochzeit vor. Nicht nur mit Almosen, sondern durch ein zeitweiliges Gewerbe, Botengänge und Tagelöhnerdienste wird das kleine häusliche Glück aufrechterhalten. Der schon betagte Anton, so wird ausdrücklich mitgeteilt, ist bei den Leuten beliebt und stirbt fromm.

In einer hochdeutschen Nachbemerkung zum Text schreibt der Autor auch, er habe sich von keiner bösen Absicht leiten lassen. Mit einer anderen Erziehung oder „unter guten Händen“ hätte ja etwas ganz anderes aus Anton werden können (freilich teilte dieser das Geschick einer mangelhaften oder fehlenden Schulbildung wohl auch mit etwas besser situierten sauerländischen Zeitgenossen aus seinem Jahrgang). Damit kommt das Thema „soziale Benachteiligung“ zumindest indirekt zur Sprache. Insgesamt steht die plattdeutsche Skizze im Einklang mit jener katholischen Kleineleutlandschaft, die Grimme in seinem Werk vermittelt hat (Bürger 2007) und deren solidarische Traditionen noch später im sozialkatholischen Gepräge der Region zum Tragen kommen (Bürger 2009, 63-88).

„Kuikenhahne“ als Schwankthema bei Gottfried Heine (1905)



Der in Bödefeld geborene Mundartautor Gottfried Heine (1849-1917) war Schwiegersohn des Lehrers Ignaz Gördes (vgl. Bürger 2010, S. 236-239; daunlots nr. 22). Heine hat 1905 seine Sammlung „*Krimeln un Kuasten*“ mit drei kleinen Prosastücken über „Kuikenhahne“ eröffnet (Heine 1905; Texte dokumentiert in Kapitel V). Offenbar ist ihm die handschriftliche Skizze seines

Fredeburger Schwiegervaters aber nicht bekannt gewesen, denn er gibt vor, die – bei Gördes genau erläuterte – Herkunft des Namens „Hahne“ nicht zu kennen. Als wirklich neuer Zug kommt zunächst eine gewisse Schlagfertigkeit des „Kuikenhahne“ ins Spiel: Der Rechtsanwalt Hüser macht sich in Fredeburg gerne einen Spaß daraus, den „Hahne“ zu foppen, besänftigt diesen aber sogleich immer mit einer Gabe. Bei diesen Gelegenheiten weiß der „Hahne“ sich gegenüber dem Advokaten durchaus mit Witz zu behaupten, was im Einzelfall auch anschaulich zur Sprache kommt. Die diesbezügliche Geschichte ist noch 1977 in einer recht treffenden plattdeutschen Variante in der Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes neu aufgegriffen worden (vgl. den Text in Kapitel VII).

Neu bei Heine ist auch die Mitteilung, der Fredeburger Lehrer Gördes habe als Freund des Originals die den „Kuikenhahne“ verspottenden Kinder züchtigen müssen. Da er aber dieser Aufgabe überdrüssig geworden sei, habe Gördes bei entsprechender Gelegenheit den „Hahne“ zum Festhalten des Übeltäters angehalten und die Schläge dann so platziert, daß die Hände des Verspotteten das Meiste abbekamen. Seitdem habe der „Hahne“ nie wieder einen Spötter zur Bestrafung herbeigebracht. Dieses Stück steht zumindest in einer gewissen Spannung zur ältesten Überlieferung, der zufolge ja gerade Freunde – wie z.B. Gördes selbst – dem Anton Beulke durch guten Rat geholfen haben, der Verspottung ein Ende zu setzen.

Zu einem Kurzschwank ausgebaut hat Heine schließlich die Mitteilung des Lehrer Gördes, daß aufgrund eines Mißverständnisses einmal ein Kind die Almosenfennige nicht dem „Kuikenhahne“ überbracht habe, sondern dem Hahn auf dem Hühnerhof.

Die unsympathische Neuinterpretation im „Kükenhahne“-Text (1922) des Fredeburger Rektors Dr. Friedrich Albert Groeteken

Eine im Grunde völlig neue – häßliche – Interpretation des „Originals“ aus Altenilpe legt später der in Bochum geborene Dr. Friedrich Albert Groeteken (1878-1961), Priester und Rektor der Fredeburger Stadtschule, vor (zu diesem Autor vgl. Bürger 2010, S. 206). Groeteken veröffentlicht im Heimatkalender „De Suerländer“ für das Jahr 1922 seinen langen hochdeutschen Beitrag „Küken Hahne“, der im Zusammenhang von wörtlichen Rede auch einige wenige Mundartpassagen enthält (Groeteken 1922; Text dokumentiert in Kapitel VI). Er nennt dabei – neben Heines „*Krümeln un Kuasten*“ – das unveröffentlichte Mundartmanuskript des Lehrer Gördes, ohne allerdings anzugeben, daß er besonders die einleitende Rahmenerzählung seines Textes – zum Großteil nahezu wortgetreu übersetzt – dieser Quelle entnommen hat. Bedeutsamer als diese versäumte Angabe ist allerdings, wie wir noch sehen werden, was er aus dem Text des Fredeburger Lehrers ganz wegläßt oder gezielt abändert. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Anton Beulke hat Groeteken an die 20

ältere Leute, die den „Küken Hahne“ noch gekannt haben wollen, „eingehend befragt“. Was er als Ergebnis dieser Studien vorlegt, atmet einen völlig anderen Geist als die Handschrift von Ignaz Gördes. Mitnichten vermittelt Groeteken, wie er eingangs verspricht, etwas von den sauerländischen „Menschen der alten Welt, mit Mutterwitz und gesundem Humor“ oder von einem „Narr“, der „*auch ein bewußter Schalk und Spaßmacher*“ ist. Es begegnet uns in seinen Zeilen vielmehr eine ganz und gar unsympathische Spottgestalt, und Groeteken steht als Erzähler ziemlich eindeutig auf Seiten der Spötter!



Gördes vermittelt im Abschnitt über die Jugendzeit ohne große Moralpredigt, daß sich die zwei armen Waisenjungen mit Hilfe der traditionellen Heischgänge (Dreikönige, Petri Stuhlfeier, Fastnacht) ernähren. Bei Groeteken liest man hingegen, daß dem „Hahne“ und seinem Bruder dieser „*billige Erwerb*“ einfach nur gut gefällt, ihnen jedoch schließlich „*das Handwerk gelegt*“ gelegt wird.

Den Einstieg in den Tabakhandel übernimmt Groeteken weitgehend aus dem Manuskript von Gördes. Aber er garniert das Vorgefundene mit viel Ironie („ehrsames Gewerbe“, „tüchtiger Kaufmann“) und sieht es – anders als Gördes – als erwiesen an, daß sich Küken Hahne „von jedem Pfund [Tabak] ein Stück zu eigenem Gebrauche“ abschneidet.

Auch bei der Schilderung der Hochzeit wandelt Groeteken die Vorlage in bezeichnender Weise ab. Antons rührende Bewunderung für seine schöne Braut

entfällt. Vielmehr wird die Christine vielsagend als „*körperlich und geistig ebenbürtiges Mädchen*“ vorgestellt, das nun sogar Ohringe trägt und ob einer gleichfalls fehlenden Schulbildung zu ihrem Freier paßt. Bezogen auf die kirchlichen Hochzeitskosten macht der Pastor nicht mehr – mit Gefühl für die Ehre des Armen – den Vorschlag, diese anzuschreiben, sondern sagt dem „Küken Hahne“ gleich ganz direkt: „ich will die Stolgebühren in den Kamin schreiben“. Seinen blauen Rock, so will Groeteken wissen, hat der Bräutigam geschenkt bekommen (Gördes teilt hingegen mit, er habe ihn sich in Zeiten des gutgehenden Tabakhandels selbst gekauft). Überhaupt entfallen die liebevollen Hochzeitsvorbereitungen: der Hausputz und die kleinen Einkäufe des Paares für Hochzeitstafel und würdige Festkleidung. Es wird nur geschnorrt, da das Kaffeetrinken nun bei den Dienstgebern der Braut stattfindet. In das Backhaus kommen die Gäste offenbar nur auf eigenes Drängen hin, und dort finden sie lediglich eine (zufällig herumliegende?) Anisschnapsflasche vor („Klenroggen“ und Käseschnitten aus der Vorlage werden übergangen). Mit „*langen Gesichtern*“ ziehen schließlich die Hochzeitsgäste bei Groeteken ab.

Beim sorgfältigen Vergleich mit dem Manuskript von Gördes fällt auf, daß alles eigene Arbeiten des Armeleutepaares durch den Fredeburger Geistlichen entweder entwertet oder unterschlagen wird (Tabakgewerbe, Tagelöhnerdienste, Botengänge, Christines Bemühungen um annehmbare Kochkünste). Die Eheleute bringen es fertig, einen ganzen Tag im Backes zu verschlafen – ohne es zu merken. Beim Transport eines Schnapsfaßes von Fredeburg nach Altenilpe landet Küken Hahne – als ein lächerlicher Säufer – im Graben (geht es in diesem Fall um eine seiner Transportdienstleistungen für die Bewohner, so daß sein Schnapskonsum obendrein Diebstahl wäre?).

Antons Begegnungen mit dem Fredeburger Rechtsanwalt Hüser stellt Groetken in ein gänzlich anderes Licht als Gottfried Heine (dessen „Kuikenhahne“-Anekdoten er ebenfalls in seine Sammlung einarbeitet). Jetzt geht es nicht mehr um ein eingespieltes Gespann, das sich – über die Klassengrenzen hinweg – gegenseitig gutmütig foppt und miteinander arrangiert (wobei der Advokat den willkommenen Schlagaustausch immer mitbarer Münze entlohnt). Vielmehr werden der Rechtsanwalt als „*bieder*“ (anständig) und die Antwort des Anton als „*boshaft*“ charakterisiert. Am Ende ist der Advokat regelrecht gekränkt bzw. beleidigt. Man ist in Kenntnis der Grimme-Werke versucht, eine solche Verdrehung des ganzen Witzes geradezu als „*unsauerländisch*“ zu bezeichnen. – Siegfried Kessemeier hat später diese Advokatengeschichte auf der Grundlage von Groetekens Version in seine Sammlung „*Westfalen wie es lacht*“ aufgenommen, dabei jedoch stilsicher die entstellenden Zusätze des Fredeburger Rektors ausgelassen (Kessemeier 1985, S. 27f).

Positive Anmerkungen zur Person des Originals entfallen. Bei Gördes ist es dem Anton wichtig, beim Bettelgang für eine zweite Ziege nicht zu lügen. Bei Groeteken gibt es keinen Hinweis auf seine Abneigung gegenüber der Lüge. Bei Gördes stirbt Anton *fromm*, bei Groeteken wird nur sachlich ein Empfang der Sterbesakramente angemerkt. Daß Anton, wenn sich die Gelegenheit dazu

bietet, mehr als reichlich zulangt, berichtet auch Gördes (welcher Arme hätte sich im 19. Jahrhundert am Tisch der besser Gestellten wohl anders verhalten?). Bei Groeteken wird daraus jedoch regelrecht eine Gier, die der Todsünde der Gefräßigkeit bedenklich nahe kommt (zur „Zeit des Einheimens“ „erntete er, ohne gesät zu haben“). Aus sieben Frühstücksuppen bei Gördes macht Groeteken einen – *lebensgefährlichen* – Freßmarathon durch die Schlachtküchen von sieben Haushalten in Arpe. Ein Gutsherr nötigt ganz gezielt den gierigen Anton zum grenzenlosen Verzehr einer leckeren Milchsuppe, so daß diesem am Ende die Augen stier herausgucken und fast der Bauch berstet. Offenkundig weiß Groeteken nicht mehr viel von einer einstmals gebotenen Armenbeköstigung bei Feierlichkeiten (und vom Beten des Bettlers im Hauseingang will er auch nichts mehr wissen). Anton ist einfach ein nimmersatter Lauschepper, und daß er bei entsprechenden Gelegenheiten immer auch etwas für seine Frau mitbringt, findet keine Erwähnung mehr. Zur Freude der Leser fällt Anton bei einem Begräbnis, das er natürlich nur wegen des anschließenden Leichenschmauses besucht, in das tiefe Grab hinein.

Besonders perfide verdreht Groeteken die Situation des alternden Anton: „Als Küken Hahne nun nicht mehr von seinen Füßen getragen wurde und somit nicht mehr über Land ziehen konnte, nahmen seine Kräfte rasch ab; denn er war an gutes Essen gewöhnt und das kannte die Henne nicht.“ Bei Gördes wird noch klar vermittelt, daß sich durch die Altersschwäche die Nahrungsbeschaffung immer schwerer gestaltet. Bei Groeteken waltet eine umgekehrte „Logik“: Anton, an gute Speisen gewöhnt, kann nicht mehr so feudal einheimen bzw. speisen wie früher und *deshalb* schwinden seine Kräfte.

Überhaupt streicht Groeteken aus der Vorlage von Gördes Hinweise auf eine durchaus hilfsbereite und solidarische Mitwelt heraus (das Geschenk einer Ziege an den noch jungen Anton, die relative Nachsicht bei der Holzbeschaffung im Wald, die gute Alterssorge der Fredeburger für ihren liebgewonnenen Armen aus Altenilpe).

Aus der für Anton so schmerzhaften Verspottung durch den Namen „Hahne“ und dem Schabernack der Burschen macht Groeteken einen regelrechten Krieg zwischen Anton und seinen Mitmenschen (in diesem Zusammenhang bietet er mit großem Abstand die meisten neuen Erzählstücke). Aber dabei tritt jetzt Anton, von dem allerdings auch Gördes schon eine Gegenwehr mit Stock berichtet, als der eigentliche Übeltäter und Spötter in Erscheinung. Er läßt sich Schnäpse spendieren, macht sich dann – wieder mit „*boshafter Zunge*“ – über die Gäste der Kneipe in Fredeburg lustig, und bei alldem schwillt „dem Hahne der Kamm“. So erscheint es dem Leser nur als gerecht, daß Anton zwei „Fredeburger Anschläge“ über sich ergehen lassen muß: einmal wird ihm ein im Innersten glimmender Feuerschwamm verkauft, wodurch dann bald sein ganzer Leib brennt; ein anderes Mal kommt die Lunte unter seinen Zylinder („seitdem trug der lange Hahne eine Glatze, eine lebende Warnung“). Ausgerechnet diese „Fredeburger Anschläge“ sind dann diejenigen „Kuikenhahne“-Geschichten, die in eine überregionale Sammlung Eingang finden (Gathmann 1922, S. 41f).

Die „Altenilper Jungen“ werden wörtlich als „*Feinde*“ (!) des Anton bezeichnet, und in diesem Zusammenhang kommt viel Vokabular aus der Militärsprache zum Zuge („Kriegsfuß“; „kriegsmäßiger Anzug“; „kriegerische Gelüste“; „siegesbewußter Feldherr“). Einen der Jungen erschießt Anton sogar mit einem alten Gewehr (in dem aber gar keine Kugel geladen ist). Auch „mit den Hunden weit und breit stand Küken Hahne auf dem Kriegsfuß“, und das geht so weit, daß er einen „wertvollen Hund“ heimlich ersäuft. Dem Altenilper Nachbarn Heite bereitet es eine „besondere Freude“, den „Hahne“ unerkannt mit Schneeballwürfen vor dessen Tür zu ärgern; wie kann Heite auch ahnen, daß dieser sogleich „*wutentstellt*“ den Schuldigen sucht und dabei gar im Eifer des Gefechts den armen Pastor mit seinem Stock verprügelt. Ein anderer „*schlichter, rechter Nachbar Hahnes war Leineweber*“, und der muß sich ständig Gemeinheiten gefallen lassen und geht zur gerechten „Rache“ über: er schmiert dem Anton Brei in die Hose und legt, während dieser schläft, Ginster auf sein Herdfeuer (so daß Anton beinahe erstickt wäre). Zu wem der Leser halten soll, darüber besteht kein Zweifel. Die Anderen sind eigentlich immer fleißig, rechtschaffen, bieder, harmlos etc. oder befinden sich in der Opferrolle. Über die Attacken auf den faulen Anton darf man sich hingegen freuen, denn sie erfolgen stets verdienstermaßen.

Bei so viel Feindseligkeit und Krieg kann man das Begräbnisgespann mit „vier stattlichen Ackergäulen“, das die Bewohner von Altenilpe dem „Küken Hahne“ nach seinem Tode nebst Sarg spendieren, kaum noch als ehrende Sympathiebekundung bewerten. Für den Priester Dr. Friedrich Albert Groeteken ist Anton Beulke letztlich nur Belustigungsobjekt. Es kommt eine ganz und gar nicht pastorale Gesinnung zum Zuge, und leider läßt sich für die entsprechende Geringschätzung bzw. Verleumdung von Mitgliedern der ärmsten Klasse durch Kleriker auch ein Vergleichstext aus der Feder des Esloher Pfarrers Johannes Dornseiffer (1837-1914) anführen (Dornseiffer 1904; Text dokumentiert in Kapitel VIII).

Ein Einspruch von Josef Lauber, oder: Wozu Genealogie auch gut sein kann

1966 erzählt Friedrich Müller im Fredeburger „Hunau-Boten“ die „Küken Hahne“-Geschichten des Dr. Friedrich Albert Groeteken in zwei Folgen nach. Nach Erscheinen der ersten Folge (Heft 10) erhält Müller eine Zuschrift des Heimat- und Stammbaumforschers Josef Lauber, die er dann in Heft 11 auch zusammenfassend wiedergibt (Müller 1966; Text dokumentiert in Kapitel IX). Lauber hat als Genealoge – ohne Kenntnis des viel wohlwollenderen Mundartmanuskriptes von Lehrer Gördes – offenbar ein ungutes Gefühl bei den gebotenen Lebensskizzen zu dem „Original“ aus Altenilpe. Seinem „Einspruch“ verdanken wir die Erkenntnis, daß es den Anton Beulke ja wirklich gegeben hat und zwar auf eine leibhaftige Weise, die sich von den Anschlägen der „Kalendergeschichten“ wohl deutlich unterscheidet. Eine Anfrage bei sauerländischen

Genealogen erbrachte weitere Hinweise, insbesondere auch den Blick auf eine spätere Veröffentlichung Josef Laubers (Lauber 1969; Text dokumentiert in Kapitel IX). Bislang können wir folgende Ergebnisse zur Biographie zusammenfassen:

Die Geburt des Anton Sievers [Beulke]: Johannes Anton Sievers wurde als Weihnachtskind am 25. Dezember 1790 in Dorlar geboren und getauft; Taufpaten waren Anton und Theresia Knoche aus Dorlar (KB Dorlar 1825). Da seine Mutter zu diesem Zeitpunkt unverheiratet war, handelte es sich – nach dem menschenverachtenden Sprachgebrauch früherer Zeiten – um eine sogenannte „illegitime Geburt“ (als könne die Geburt eines Menschenkindes je etwas „Unrechtes“ sein).

Die Mutter und ihre Herkunft: Antons Mutter, in den fiktiven Texten von Gördes und Groeteken „Hanne“ genannt, hieß Elisabeth Anna Sievers, geb. in Menkhäusen und getauft in Berghäusen am 05.06.1759 (Lauber-Datenbank). Sie war das erste Kind des Schäfers Johann Anton Sievers (1718-1775) und der Anna Catharina Schulte (1727-1767), beide verheiratet seit dem 1. August 1758. – Ihr Vater stammte „vom alten Sievers-Hofe zu Dorlar“, ihre Mutter „vom Schulten-Hofe zu Oberberndorf“ (Lauber 1969, S. 52). – Die Todesdaten der Eltern zeigen an, daß Elisabeth Anna (oder: Anna Elisabeth) früh verwaist war. Der Beruf des Vaters läßt an denkbar einfache Verhältnisse in ihrem Elternhaus denken.

Kindheit des Anton: Nach Lauber verbrachte Anton seine ersten Lebensjahre in Menkhäusen, dem Geburtsort der Mutter (Lauber 1969, S. 52). Die zuerst von Lehrer Gördes und hernach auch von Groeteken erzählte Geschichte, die unverheiratete Mutter habe als arme, erkrankte Bettlerin ohne Heim in Altenilpe Aufnahme gefunden, wird von den überkommenen Nachrichten nicht gestützt (erst 1830 bezieht der bereits verheiratete Anton das „Heiten Backes“ in Altenilpe). Möglicherweise spiegelt sich in der „Kindheitslegende“ aber eine Erinnerung an schwierigste wirtschaftliche Verhältnisse im ersten Jahrzehnt nach Antons Geburt. Völlig ausschließen müssen wir es auch nicht, daß die Mutter vor ihrer späteren Heirat (s.u.) zeitweilig in Altenilpe ein Obdach für sich und den Sohn gefunden hatte. (Die Legende will außerdem vom Tod der Mutter in Antons Jugendzeit wissen; das „historische“ Todesjahr von Antons Mutter ist leider noch nicht ermittelt).

Heirat der Mutter und Umzug nach Dorlar: Antons „Mutter Anna Elisabeth Sievers heiratete, fast 41-jährig, am 15.2.1800 in Dorlar den Anton Krämer gt. Risse, Bauer auf Rissenhof in Dorlar, den Witwer der Eva Maria Heimes, Besitzerin des etwa 150 Morgen großen Rissen-Gutes zu Dorlar, die am 29.1.1799 gestorben war“ (Lauber 1969, S. 52). Dies war für Anna Elisabeth Sievers die erste, für Anton Krämer die dritte Eheschließung (Lauber-Datenbank).

Halbrüder des Anton („Kuiken Hahne“): Die fiktiven Darstellungen erwähnen einen jüngeren Bruder des Anton, der laut Gördes später ins Reister oder Caller Land gezogen sein soll (nach Groeteken jedoch – trotz der Verneinung einer Auswanderung nach Übersee durch Gördes – nach Amerika ging). Tatsächlich wurden nach der Heirat der Mutter Kinder geboren: „Aus der Ehe Sievers-Krämer entstammten 2 Kinder: Johann Heinrich Krämer, der, 1800 geboren, am 26.11.1804 starb, und Johann *Franz* Krämer, der am 26.3.1804 geboren wurde. Sie waren also Halbbrüder des Kükenhahne.“ (Lauber 1969, S. 52) Wegen des großen Altersunterschiedes erscheint es allerdings nicht sehr wahrscheinlich, daß Anton (Jg. 1790) mit seinem Halbbruder, dem Bauernsohn Franz Sievers (Jg. 1804), gemeinsame Heischegänge unternommen hat.

Nachrichten aus Antons Jugendzeit in Dorlar: Anton kam nun also „1800 mit seiner Mutter nach Dorlar, wo er in Rissen Hause lebte. Im Jahre 1801 besuchte er die 2. Klasse der Schule zu Dorlar unter Lehrer Jakob Schrage, der ihm bescheinigte, daß er *lesen* und *schreiben* konnte“ (Lauber 1969, S. 53). Die Mitteilung zur elementaren Schulbildung ist jedoch mit Vorbehalt zu lesen, denn einen Kaufvertrag von 1854 unterzeichnet Anton später mit drei Kreuzen (ebd.). In einer „Musterungsliste des Jahres 1810“ wird Anton „aufgeführt mit der Angabe: *unter Maß*. Er war also von kleiner Gestalt“ (ebd.). Groeteken, der für sein Lebensbild von 1922 mehr als 20 betagte Zeitgenossen des „Küken Hahne“ befragt hat, beschreibt ihn hingegen als „*lang und hager*“!

Antons Braut Christine (www.familysearch.org): Anna Christina Kappen, geb. am 10. März 1793 [abweichendes Geburtsdatum in der Lauber-Datenbank: 10.02.1793] in Hesborn. – Ihre Eltern waren Johann Jakobus Cappe[n] (geb. 29.01.1748 Hesborn; † 30.01.1816 Hesborn) und Maria Harbecke (geb. 25.02.1753 Medebach); sie haben am 14.02.1786 in Hesborn geheiratet. – Sollte Christine zum Zeitpunkt ihrer eigenen Hochzeit mit Anton Beulke (s.u.) wirklich schon auf ein 25jähriges Dienstverhältnis als „Kuhmädchen“ zurückgeblickt haben, wie die fiktiven Texte (Gördes, Groeteken) es darstellen, so wäre sie schon als Achtjährige bei fremden Leuten gewesen (was zwar nicht wahrscheinlich klingt, aber im Milieu armer Leute immerhin möglich ist). Da Gördes und hernach auch Groeteken schreiben, Christines Dienstherrschaften hätten auf der Hochzeit als Trauzeugen fungiert, könnte man vielleicht an ein Dienstverhältnis im näheren Umkreis (z.B. Kirchspiel Dorlar) denken.

Heirat und Eheleben: Anton heiratete Christine Kappen in seinem 36. Lebensjahr und zwar am 14.11.1826 in Dorlar (die Namen der Trauzeugen müßten noch aus dem Kirchenbuch Dorlar ermittelt werden). „Vorher hatte er den Familiennamen *Beulke* mit gerichtlicher Konzession angenommen, nachdem sein Vater festgestellt worden war“ (Müller 1966, S. 6; hier gäbe es eine Detektivaufgabe für neugierige Genealogen). Das frischvermählte Paar lebte nun erst „einige Jahre in Berghausen und zog 1830 nach Altenilpe“, wo es bis zum Lebensende in Heiten Backhaus wohnte (Lauber 1969, S. 53). Die Ehe

blieb kinderlos. 1854 erwarb Anton Beulke zwei Grundstücke (insgesamt etwa 2 ¼ Morgen) auf dem Eickhagen in Dorlar von dem Gutsbesitzer Karl Hoffmann zu Dorlar (ebd.). Dies läßt J. Laubers Mitteilungen, daß Anton sich als fleißiger (!) Tagelöhner – und Tabakshändler im Nebenerwerb – betätigt habe, durchaus glaubwürdig erscheinen. Eine Hilfsbedürftigkeit der kinderlosen Eheleute im vorgerückten Alter, wie sie von Gördes berichtet wird, würde den geschilderten Lebensverhältnissen dennoch entsprechen.

Todes-Anzeige.

Gestern starb hier sanft in Folge von Altersschwäche der nahe und fern bekannte
Tabackshändler

Anton Beulke,

76 Jahre alt.

Freunden und Bekannten widmen diese
Anzeige

Allenilpe, den 17. Januar 1867.

Mehrere Freunde des Verstorbenen.

Die seit einiger Zeit vielfach besprochene
Kunstvolle Welt- und Lebensuhr
ist am Sonntag den 27. und Montag den
28. dieses Monats bei Herrn Gastwirth
E. Kayser zu Meschede zur Ansicht eines
Jeden aufgestellt. Die Erklärungen finden
Nachmittags um 3 und Abends um 8 Uhr
Statt.

Eintrittspreis zum Sitzen 3 Sgr., zum
Stehen 2 Sgr., Kinder zahlen die Hälfte.

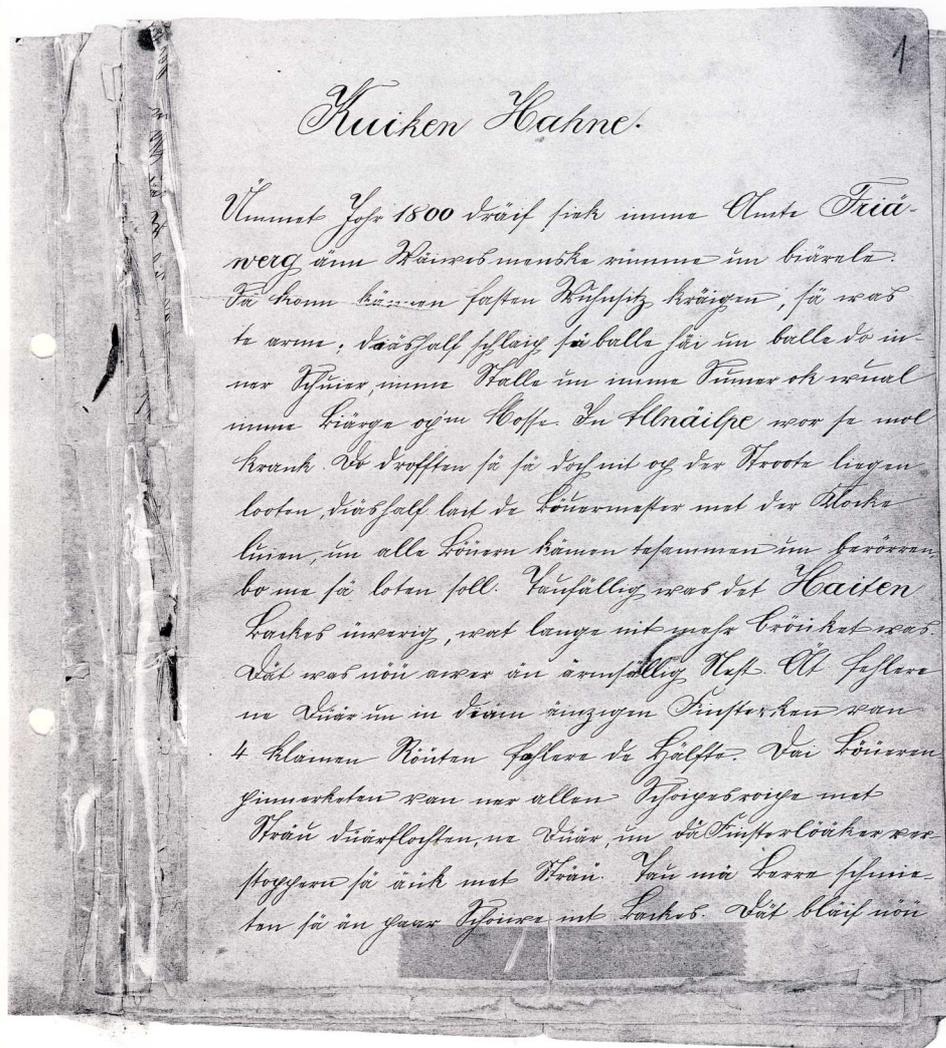
Häcksel-Maschinen

von verschiedener Größe, zu 18, 19, 20 bis
25 Thaler, wovon letztere mit 2 Schwun-
gerräder, in einer Stunde mit großer Leichtfer-
tigkeit 400 Pfd. Häcksel liefert, werden ver-
fertigt von

Fr. Müller, Schlossermeister
in Allenbach bei Hilchenbach.

Tod der Eheleute: „Anton Beulke starb zu Altenilpe am 16.1.1867, 76jährig, seine Frau Christiane zu Altenilpe am 12.1.1870 im Alter von ebenfalls 76 Jahren. Ihre letzte Ruhe fanden die beiden auf dem Kirchhofe zu Dorlar“ (Lauber 1969, S. 52). Dies paßt zur Darstellung von Gördes. Der kleine Grundstückbesitz ging, da kein Testament vorlag, „an den Schuster Peter Arens in Dorlar über“ (ebd.).

Zum Tod des Anton erschien im Mescheder Kreis-Blatt Nr. 4 vom 26.01.1867 folgende Annonce: „Todes-Anzeige. Gestern starb hier sanft in Folge von Altersschwäche der nahe und fern bekannte Tabackshändler Anton Beulke, 76 Jahre alt. – Freunden und Bekannten widmen diese Anzeige – Altenilpe, den 17. Januar 1867. Mehrere Freunde des Verstorbenen.“ Es spricht also einiges dafür, daß „Kuiken Hahne“ in seiner nächsten Umgebung wirklich beliebt war (I. Gördes, J. Lauber) und die von Groeteken sehr ausführlich geschilderten feindseligen Verhältnisse (u.a. in der Nachbarschaft am Wohnort Altenilpe) kein zutreffendes Bild vermitteln.



Erstes Blatt der Handschrift „Kuiken Hahne“ von Ignaz Gördes (vgl. Seite 25-32)

Literatur & Quellen (mit Kurztiteln)

Bürger 2006 = Bürger, Peter: Aanewenge. Plattdeutsches Leutegut und Leuteleben im Sauerland. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2006.

Bürger 2007 = Bürger, Peter: Strunzerdal. Die sauerländische Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts und ihre Klassiker Friedrich Wilhelm Grimme und Joseph Pape. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2007.

Bürger 2009 = Bürger, Peter: Die fromme Revolte. Katholiken brechen auf. Oberursel 2009.

Bürger 2010 = Bürger, Peter: Im reypen Koren. Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe 2010.

Bürger/Franzen 1989 = Bürger, Peter / Franzen, Rudolf: Das Buch vom Pampel. Geschichten aus Eslohe. Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 1989.

daunlots = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen und heimatmuseum eslohe. nr. 1 ff. Eslohe 2010ff.
www.sauerlandmundart.de

Dornseiffer 1904 = Dornseiffer Johannes: En halwen Suekopp [„Humoreske“ über Franziskes von Niedersalwey († 1857)]. In: Mescheder Zeitung, 23. September 1904.

Falk/Kalitzki 2011 = Falk, Susanne (Text)/ Kalitzki, Jürgen (Red.): Moderne Zeiten. Vom Leben im Sauerland 1850 – 1955. Ein Rundgang durch die Ausstellung. 3. Überarbeitete Auflage. Lennestadt: Stadt Lennestadt 2011.

Gathmann 1922 = Gathmann, Heinrich: Westfälisches Schwankbuch. Schildbürger, Streiche, Schwänke, Schnurren und sonstige lustige Sachen aus Westfalen. Dortmund: Gebr. Lensing 1922.

Groeteken 1922 = Groeteken, Friedrich Albert: Küken Hahne, der Till-Eulenspiegel des Fredeburger Landes. In: De Suerländer [Heimatkalender] 1922, S. 20-30. [zugänglich im digitalen Archiv auf <http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/kalender.html>]

Heine 1905 = Heine, Gottfried: Krümeln un Kuasten. Nigge Vertellekes iutem Surlande. Paderborn: Schöningh o.J. [1905].

Kessemeier 1985 = Kessemeier, Siegfried: Westfalen wie es lacht. Eine Sammlung westfälischen Humors. 5. veränderte Auflage. Frankfurt: Verlag Weidlich 1985.

KB Dorlar 1825 = Abschriften aus dem Kirchenbuch Dorlar bis 1825; angefertigt in einem „Family-History-Center“ der Mormonen/USA (Auszug im Archiv Dierk Stoetzel, Eslohe).

Kuiken Hahne 1977 = Kuiken Hahne [Mundartschwank; ohne Verfasserangabe]. In: Sauerland Nr. 4/1977, S. 96.

Lauber 1969 = Lauber, Josef: Dorlar. Beiträge zu einer Dorfgeschichte. Dorlar 1969. [98 S.] [Textseiten 52-53: eingesandt von Herbert Siebert, Lennestadt-Halberbracht]

Lauber-Datenbank = Lauber, Josef und Klaus-Jürgen: Genealogische Datenbank Hochsauerland (digitale Version im Archiv von Dr. Tobias A. Kemper, Bonn; der „Nachlaß Lauber“ [handschriftliche Vorarbeiten zur 8bändigen Reihe „Stammreihen sauerländischer Familien“, Kopien/Auszüge aus Kirchenbüchern, Teile der Handbibliothek] befindet sich im Stadtarchiv Schmalleberg).

Müller 1966 = Müller, Friedrich: Küken Hahne, der Eulenspiegel des Fredeburger Landes. Nach Aufzeichnung von Dr. Groeteken – 2. Fortsetzung – (siehe Hunau-Bote, Heft 10) nacherzählt von Friedrich Müller. In: Hunau-Bote. Blätter für die Gäste in den verbandsangehörigen Gemeinden Berghausen, Freiheit Bödefeld, Bödefeld-Land, Dorlar, Stadt Fredeburg und Rarbach im Amtsverkehrsverband Fredeburg. Heft Nr. 11 (4. Sept. 1966), S. 4-6.

Pilkmann-Pohl 1988 = Pilkmann-Pohl, Reinhard (Bearb.): Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Hg. Sauerländer Heimatbund e.V. Arnsberg: Strobel 1988. [digitalisiert auch im Internet abrufbar: <http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/mundartenarchiv-pdf.html>]

Woeste 1882/1930 = Woeste, Friedrich: Wörterbuch der westfälischen Mundart. Hg. A. Lübben. Norden-Leipzig: Soltau 1882. – Neu bearbeitet und herausgegeben von Erich Nörrenberg. Norden und Leipzig: Soltau 1930. [Nachdruck Wiesbaden: Sändig 1966] [Die Erstauflage ist digitalisiert im Internet aufrufbar: <http://www.archive.org/stream/wrterbuchderwes00spragoog#page/n8/mode/2up>]

II.

Ignaz Gördes (1802-1884), Lehrer, Küster, Organist zu Fredeburg

von Hubert Gierse

Ignaz Gördes, Sohn der Eheleute Lorenz Gördes und seiner Frau Katharina geb. Siepe, erblickte am 3. Dezember 1802 in Fredeburg das Licht der Welt. Er war das zweite von vier Kindern der Familie Gördes. Der Vater starb um 1807.

Die Mutter heiratete daraufhin in zweiter Ehe den Lehrer Casimir Richter. Aus dieser Ehe gingen weitere vier Kinder hervor.

Aus einer Konkursmasse kaufte Casimir Richter einen Bauplatz an der Hochstraße in Fredeburg, wo die Eheleute 1819 ein Haus aufrichten ließen. Nach dem Beruf des Erbauers wurde das Haus dann auch „Lehrs“ (von: Lehrer) genannt. Der Schulunterricht wurde bis 1828/30 in einem Raum des Hauses gehalten.

Unter Casimir Richter besserten sich die Unterrichtsverhältnisse zusehends. Nachher sind sie, unter Lehrer Ignaz Gördes, dem Stiefsohn des Casimir Richter, sogar hervorragend geworden.

Auszug: „Lehrer von Fredeburg“

1807 angestellt als Lehrer: Casimir Richter. Er war der erste fertige Lehrer aus dem Normal-Kursus in Arnsberg. Er erhielt von jedem Kind 47 Stüber (= 18 Gr.), von 1814 an ein Fixum von 105 Thlr. Grundgehalt. Casimir Richter war Lehrer von 1807-1830; Küster blieb er bis 1847.

Ihm war von 1824 bis 1827 sein Stiefsohn Ignaz Gördes beigegeben. Ignaz Gördes hatte 1822 zunächst den Normal-Kursus in Arnsberg durchgemacht. 1823-1824 war er Lehrer in Bracht. 1825 wurde das Lehrerseminar in Büren errichtet. Gördes wollte eintreten, musste aber noch als Gehilfe bei seinem Stiefvater 1828 und 1829 bleiben.* 1830 wurde er Lehrer hierselbst. Sein Gehalt: erst 150 Thlr., des. bald 165, dann 200, dann 245 Thlr.

Die 1823 neuerbaute Kirche verfügte viele Jahre hin über keine eigene Kirchenorgel. Ignaz Gördes setzte sich sehr stark für eine Orgel ein, mit Erfolg, [...] und wurde 1841 erster Organist an der neuen Kuhlmann Orgel. Nach dem Tod von Lehrer Casimir Richter 1847 übernahm Gördes auch das Küsteramt.

** Anmerkung P.B.: Nicht ganz klar wird an dieser Stelle beim Referat zur Quellenlage, ob Gördes auch 1828 und 1829 durchgehend (statt nur 1824-1827, wie zunächst vermerkt) in Fredeburg als Gehilfe fungiert hat und somit am Ende den Bürener Kursus evtl. gar nicht besuchen konnte.*



Fredeburg: Postkarte um 1900. In diesem Bereich spielten sich die „Fredeburger Anschläge“ ab. Links oben am Bildrand ist der Weg nach Altenilpe zu sehen, den „Küken Hahne“ auch gegangen ist. (Archiv Hubert Gierse, Bad Fredeburg)

Gördes musste von 1847 – 1854 gegen Entschädigung von 80 Thlr. einen Gehilfen halten, deshalb Oberklasse u. Unterklasse.

Lehrer-Gehilfen waren: Lehrer König, Lehrer Hohmann, Lehrer Koch.

Mit seltenem Erfolg war Lehrer Gördes ein halbes Jahrhundert hier tätig, und 1873 feierte Ignaz Gördes sein 50 jähriges Lehrerjubiläum; jedoch nicht amtlich anerkannt. Um so mehr von der Gemeinde.

1874 (Herbst) trat Lehrer Gördes in den Ruhestand, mit 180 Thlr. Pension, und starb 1884 den 18. September, 81 Jahre alt. Seine zahlreichen dankbaren Schüler errichteten ihm ein würdiges Denkmal auf dem neuen Friedhof.

Zwei erhaltene „Festschriften“

Erhalten haben sich über Ignatius Gördes zwei Heftchen von je acht Seiten („Zur fünfzigjährigen Jubelfeier unseres vielgeliebten Lehrers Herrn Ignatius Gördes zu Fredeburg am 17. Juli 1873“; „Die Viele zum Guten unterwiesen haben, werden leuchten wie die Sterne immer und ewig“), die insgesamt acht Lieder auf den Jubilar enthalten. Das zweite Heftchen, „Festlieder“, steht unter dem Motto: „Ein weiser Mann unterrichtet sein Volk, und die Früchte seines Unterrichtes bleiben nicht aus (Sirach 37,26)“.

Ignaz Gördes war auch ein guter Freund des „Kuiken Hahne“ und hat über diesen ein 20seitiges Manuskript in Fredeburger Platt verfasst.

III.

Kuiken Hahne.

Ein Versuch,
ob Fredeburger Platt
geschrieben und verstanden
werden könne.¹

Von Ignaz Gördes (1802-1884)



¹ Die bislang unveröffentlichte Handschrift befindet sich im Besitz von Heinrich Aufmhoff (Fredeburg). Alle unklaren Transkriptionen oder Ergänzungen stehen in [eckigen Klammern]. – Texterfassung: Peter Bürger (auf der Grundlage einer Fotokopie der Handschrift) und Dr. Werner Beckmann (Korrektur und Ergänzung anhand der Originalhandschrift; alle Fußnoten).

Ümmet Johr 1800 dräif siek imme Amte Friäwerg änn Wäiwesmenske rümme un biärele. Sä konn können fasten Wuhnsitz kräigen, sä was te arme; diäshalf schlaip sä balle häi un balle do inner Schuier, imme Stalle un imme Sumer ok wual imme Biärge op'm Mosse. In Allnäilpe wor se mol krank. Do drofften sä sä doch nit op der Stroote liegen looten, diäshalf lait de Böuermester met der Klocke luien, un alle Böüern kämen tesammen un berörren, bo me sä loten soll. Taufällig was det Haiten Backes üwerig, wat lange nit mehr bröüket was. Dät was nöü awer än ärmsällig Nest. Ät fehlere ne Düär un in diäm äinzigen Finsterken van 4 klainen Röüten fehlere de Hälfte. Dai Böüeren pinnerketen van ner allen Schoipesroipe, met Sträu düärflochten, ne Düär, un dä Finsterlöäker verstoppern sä äuk met Sträu. Tau mä Berre schmietten sä än paar Schoiwe int Backes. Dät bläif nöü [Seite 2] iärre Residens, bit an äirre Liäwensenne. Dütmol starf sä awer näü nit, do gaffte sä sik äiß später an. Bo sä wier gutt was, mochte sä füär de Huier alle Wiäke aine Stunde helpen misten.

Sai härre nöü Hanne, un wäil sä twai Kinner bäi säi harre, do härre sä de Volkswitz Henne, un säun üwerklauken Schnäider herre in säinem Schnäiderwitze dai Kinner – Kuiken. Wäil dät ät nöü Jüngelkes wören, do woll me sä Hahnen haiten; ümme awer ne Ungerschäit te hewwen, herrense diän ällestes „Hahne“ un diän andern „Kuiken“. Bei fäierlichen Gälägenhaiten herre dai ällestes awer äük – Kuikenhahne.

Dat was nöü ne Karnailsnamen, säu recht wuat füär de Gassenjungens, süß herre hai – in der Aiste Antöinneken un terno – Antun.

Dai alle Henne starf balle un do mochten dai Kuikelkes selwer tausain, bo sä wuat te picken kriegen. Teäiste sochten sä in der Nöchte iär Fauer, ase dät dai klainen [3] Vügelkes äuk daut, wann se teäist öütem Neste flaiget. Dann gengen sä allmählig widder un terlest pladdern sä in däir gansen Giegend rümme. Tau verschiedenen Johrest[ë]iden sochten sai ok ob allerhand Art un Wäise iär Schöpken te schiären. Van Christdag[e] bit no Niggejohr wören sä Hielgendraikünnige, dai äine täug en witt Hiemet üwern Kirrel un dai andere makeret Gesichte schwuart; dobëi harren sä ne Steern amme langen Stocke, stellern sik in diän Huiseren ob de Diälle ödder ob'n Gang un süngen:

Hilgen drai König met ihrem Stern,
Hie seind so zwei Jungens, die iäten so gern.

*

In dreizehn Däg vierhundert Meil,
Die liefen sie in Eil, in Eil!

*

Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erd' erschaffen hott.

[4] Wann dann näü niks gaffte, dann süngen sä ümmer widder.

„Sall iek au singen wat iek nieden wait,
Dai grainen Bränne sind ächten hait.“

Döüeret awer viel te lange, dann süngen sä:

„Giät us wuat, giät us wuat.
Lat us nit te lange stohn,
Fëi hett ne wëien Wiäg te gohn.“

Sai kriegen dann in den Böüernhuiseren ne Wurst. Wualmol kriegen sä ok ne twede, dai was dann awer apart füär sä präpäräiert, dai äten sä awer nit, säü dumm wören sä doch nit. Der gurren harren sä dann awer näü säü viel, det sä siek domet üwer Faschlowent fauern können. Te Faschlowent wiskern sä diän Luien de Schau annen Faiten un kriegen wir² Iätesaken un ok Geld. Petersdag kloppern sä diän Sunnenvugel röüt, dann gafftet wier wuat.

Sülker Geliägenhaiten fungen siek imme [5] Johr näü mehr. Asesä nöü aller woren, do kriegen sä hei un do statt diär Wurst diän gurren Roth: „Äi gräüten Kerls könnt wual arbaien.“ Do kam ok dä Polezai hingersä un nam ne diän Stern aff. Düse Cumet hiät näü johrelange im Amtsbürro stohn, ase warnendes Schreckbiel. Dät Cumpanëigeschäft diär baiden Braier hor näü ob, sai trennern sik int³ Gurre, ohne te liquidäiern ödder te pank[r]ötäiern. Dai jüngeste täüg weit fut, nit no Amerika, awer doch hingen int Reister ödder Caller. Mä hiät säu recht niks wier vamme hort. Antun, dai ägentliche Stammhalter, bläif in sëiner Residenz ase Grundiärwe. Ase hai nöü aller un grötter wor, do woren ok sëine Suargen grötter. Hai harre än Hittken schenket kriegen, do mochte hai nöü füär Fauer un Sträggewiärk suargen; dann mochte hai äuk Holt hewwen. Tuig un Iäten kraige süß bo. Hai genk diän Luien gern ase Bua no andern Düärpern, do kraiche dann sat te iäten. Dät gefellme, un hai [6] sochte sëi nöü selwer säü gurre Geliägenheiten, bo't wat te iäten gaffte, taum B.[ispiell] Hochtien, Höüshiewen etc., do genk hai twäi Stundenwiäges ümme. Wann dann giäten was, kräig hai dä U[e]werblëibsel⁴ un schlaug säi diän Wanst säü vull, däte köüm mer gohn kann, un nahm säi ok näü wuat met häime. Ät wor ok känner begrawen, ödder Anton was dobäi, wëil't do te iäten gaffte. Bëi dün unregelmäßigen Geliägenhaiten gafftet dann manchmol viel te iäten, manchmol wenig. Gafftet wenig, dann verstonet sik van selwer, dät hai wenig at; harre hai awer de Oütwaal, dann konne füär drai iäten. Wëil däte säü viel hewwen mochte, worene sëin Bezirk te klain, hai sochte ne te vergröttern, un dät brachte ok richtig ferrig.

² Schreibfehler für sonst regelmäßig geschriebenes *wier* – „wieder“.

³ Im Original stehen scheinbar zwei *n* nebeneinander, auf dem zweiten Schenkel des ersten ein Punkt. Dem Sinn nach kann dies nur eine Verschreibung für *int* – „in das“, hier: „im“ sein.

⁴ Im Original steht *U~~w~~erblëibsel* mit durchgestrichenem ersten *b*. Der Verfasser hat wahrscheinlich zunächst die schriftdeutsche Entsprechung *Überbleibsel* schreiben wollen und dann korrigiert.

Hai feng säü verquans nä Handel met Stranktabak an, kofte in bëi Brill in Bilstein, säß bit acht Pund ob äinmol. An sëine Kunden verkoffte nä dann met [7] Väierlpund. Ase nä [dä]⁵ Brill mol kennen lahr, do kräiche Credëit un hai herre düftig obpacken konnt, awer gans viel nahme nit, hai drachte nit gern schwor, hai was föül. Genau, dä Hauptsake was iäme (ümme)⁶ dai wëie Raise ümme iäten. Iäten un Loschëi in diär Schuier harre ümmezüß un de Schau schmiäre hai selwer imme Water, gaffte alsäü ok käin Drinkgeld. Domet te⁷ nöü nit te fake in ein ün detselwe Quartäier kam, genke ob der Hinraise üwer Oidingen, Elspe un Foier, ob diär Rüggeraise üwern Ruibiärg, üwer Allenhundem un Saalhusen. In sëiner Hiärbiärke kräiche nöü ümmer än Froistücke, dät barreme awer nit, dann genke imme Duarpe husäiern un kraig hëi un do näü nä Napp vull. Wann sä nä dann frogern, offe äuk all wuat hat härre, dann sachte: ik hewwe all nä Anbiet hat. In Arpe husäiere ob düse Wëise mol rümme un dai Böüern tällten mä no, [8] dät hai an stückerisewen Näppe vull Söüpen in äinem Muargen bëi sik packet harre.

Süß was hai ehrlich bit ob det Holtsammeln in Andermanns Biärgen. Do harre hai sëine eigenen Ansichten. Holt mat jetweder Menske hewwen, un dät Holt wasset ok den Böüern nit opem Koppe; me siet säügar, än Holtdaif weerd nit hangen. Wanne nöü ob diär Terüggeraise düar Schulten ödder Jäwers Höltken kam, dann nahm hai nä Dracht met no sëinem Hëime. Dai Jäwers-Mann kräig nä mol ob frischer Dat. Do mochte met no sëinem Huawe un lieuern dät Holt aff. Füär dä Strofe mochte hai nä Stuns vull Plundermilk iäten un do brachte dä Knecht nä üwer dä Gränse. Sä betiggerne mol domet, hai schnirre van jidferem Punde Tebak nä halwen Fingerlang aff tau äigenem Gebröüke. Do sachte hai awer, „dät ies nit wohr“, un wannet wohr wöre, dann kräige öüt mä Punde doch knapp väier Väierl, [9] „dä Brill wäiget mäi gut.“ Ät is alsäü nit konstantäiert, dätte unehrlich was.

Häi wöhr nöü dä glücklichste Menske ob der Welt wiäst, wanne dät Kruize nit härre hat, dät sä nä Hahne, ödder Kuikenhahne herren. Iik wollt awer kännem rohn hewwen, dät te siegen, wanne noge bëi ämme⁸ was. Hai was dann imme Stande un schlaug ödder schmät met sëinem dicken Knüppel strack drop tau. Domet gurre nöü äist recht Ualäg int Fuier, un sëin Name wor stäreotëip. Alles raip nöü Hahne – Kuikenhahne ödder kräggere as nä Hahnen ödder schnakkere in dä Hänge ase dä Hahne in dä Fittke schlett viärme Kräggen. Dann wore wild. Hai namt säügar sehr üwel, wannme in sëiner Giegenwart frogere: „wat girret füär Wiär“, wëil dät Wiär dä Hahne ob'm Täuern maken kann. Ase nöü soh, dät hai[?]t met sëinem Knüppel nit bannen konn, da [sic] wante siek an dä Behörden un klagere sëine Näüt. Dai dehn ok all dät Mügleke iäme tä helpen, awer dä

⁵ Im Original fehlt der Artikel.

⁶ Dieses eingeklammerte *ümme* sollte wohl aus dem Text gestrichen werden, daher auch die Einklammerung.

⁷ Das *te* in *Domet te* ist falsche Abtrennung der Kontraktion *domette*, *domet'e* – „damit er“ statt regulärem *domet hei*.

⁸ Nur einmalige Schreibweise für sonstiges *iäme* – „ihm“.

Name Hahne was tä beruimt woren, [10] un do halp dät nit viäl. Bö ä hiär kam, do wor krägget, besonders wanne bëi Fabrike[n], ödder bo süß viël Luie wören, hiärkam, dann wor raupen un katzket un wannet ok öüt diäm Dakfinster kam. Hai harre säügar ennen bëim Gerichte verklaget. Dai dä Klage obnuamen harre, fänk domet an: „Klage des Anton B., genannt Kückenhahne etc.“ Dai Verklagte sachte drop, hai kännte anders können Namen füärne, un kuiäre van säinem Dolus. Do wore verdämm[...]⁹ un soll ok dä Kosten betahlen; dai hät aw[ert] Gerichte an sëin Bain bingen mocht. N[öü] was awer Holland in Näüt! Ät was wuat te bäister säu ase hai hiärhallen mochte. Alle gurren Fröngge raien i[ä]me, hai sollse [kräg]gen un schriggen loten, dann söllt wual [ob]hören. Ase dät än Täidlang dohn harre, do lait et no un später genk hai unschenäie[rt] ruhig düar dä Dürper. Dät gefell mä nöü gut un hai brachtet säü wäit, dat te b[ëi] när wichtigen Angeliägenhait siek sel[wer] [11] Hahne herre. Hai fenk nämlich an te friggen. Dät wolle do mot¹⁰ diäm Pastäuer üwerliegen, awer hai wußte nit recht, böü[']e de Innlaitung driägen soll. Do platzere röüt un sachte: „Herr Pastäuer! bëi ne Hahnen mat ok nä Henne, iek well friggen!“ Dobëi lachere hai, dät te Finsters biewern. Dä Pastäuer wöll nä dovan affhallen; hai stallte mä [vi]är, dät hai te alt wör, dät te känn Handwiärk [kön]n un dat hai ok süß nit gern arberre. Awer [ät] was te spät, hai harre siek vullständig met [enner] Dame verkoppelt un verluawet. Dät [was] nöü än stöörig Miäken un in sëinen [Äü]gen dät schoinste ob der gansen Welt. [Böü?] dä finnesten Miäkens säü harre iät äük twäi Äugen buar där Nase un än Muilken drunger un wëil ät nit gräut was, harret ok nä klaine Hand un klainen [Fa]ut, wat all tau 'n Schoinhaiten hört. [Sä] was öüt när frümmern Giegend, wußte awer selwer nit, bo sä hiär was. Ik [wä]iert zworen äük nit, awer wann iek [ob en] dullen Puff rohn söll, dann sächte iek: [12] sä was van Hiäspen. Sä harre iäre gans[en] Dainstjohre bëi äinem Heeren taubracht. Füär längern Johren harre sai iär fëifundtwintigjöhriges Dainstjubäläium ase Kaumiäken fiert. Sä kräig anders können Lä[uhn] ase wuat te iäten, alt Tuig, alle Johr ain paar Schau un alle twei Johr nä nigge We[n]neke.

Füärnoge mochte nöü Anstalt tau diär Hochtëit maket weeren. Ase Antun siek befrogere hore, dät ät ok viel Gold kostere, taum B. bëim Pastäuer un Köster säu nä Dahler vaier bit fëife, un süß näü wuat, – do wore bange, säu viel Geld harre nit. In dür Verliägen[hait] genke no mä nowers Pastäuer, mä drëisten Poter, bëi diäm hai manege Brocke kriegen harre, dai awer ok manchen Spaß met Antun maket harre. Ase diäm nöü sëine Näüt klaget harre, sachte mä däi: „Brenk dëin Däier hiär, iek giewet däi ümmezüß, maß mäi awer van agem¹¹ Pastäuer än Braiweken brengen, süß draf ik et nit daun. Wai was nöü [13] [frog]ler ase Antun! Hai genk no sëinem Pastäuer, drachte mä dai Sake füär un kuierä [m]ä van diäm Braiweken. Dai sachte awer: „Antun sachte, dät gäit nit un dät batt diek [o]k nit. Döü maß dai Stohleengebühren hëi doch betahlen. Ik well däi nä

⁹ An dieser Stelle bricht der Text ab und wird erst in der nächsten Zeile weitergeführt.

¹⁰ Schreibfehler für *met* – „mit“.

¹¹ Eine Eigentümlichkeit des Schmallenberger Raumes ist das Personalpronomen *agg* – „euch“ für sonst weit verbreitetes *ugg*, ebenso das Possessivum *agge* – „euer“ für sonstiges *ugge*.

Vuärschlag maken: döü läß diek hei kopeläiern un dann schreiwe ik dä Stohlengebühren an; dä Köster weert[’t] äuk wual daun.“ Säu makernst¹² dann ok. Dä Pastäuer har[’]t awer innen [Schořäd]stëin¹³ schriewen, do was ät verdampet. Vüär diär Hochtäit was nöü näü manneges noidig. Do mochte dät Backes wittelt [un] kiärt un dät Ganse rainiget weeren. Dann mochte än eeren Kaffäikiätelken, Döpken un äinige nigge Schölkes kofft weren. Sä mochten ok Tuig hewwen, dät iärk use Hochtiesluie drofften sain loten. Antun harre nä hellblon Rock merme stra[cken] Kragen un gräuten blanken Knoi[pen], dai stammere öüt när allen Täit. Häi harre nä in diän gurren Johren öüt [14] diäm Handelsgewinne vamme Altruisker kofft. Giezund bröükere nöü anders niks ase nä nigge Kappe. Dai koffte sei in diär Friäweg. Do name ok seine Bröüt met hiene un koffte iär än nigge gedrucket Kläid un nä Wiskeldauk. Domols was ok Mäude, dätte Weiwesluie säune Art Schleife, nä Band ümme büngen, do sachte hai: „nöü näü [nä] Band ümme dän Balg, dann bistät!“ un dobëi lachere hei säü hiärzhaft seine gewöhnliche Lache.

Nöü ruchte dai gräüte Rüsttag an, dä Dag füärmä Düänesten; do wor dann äük rüstert un putzet un dät Sundagstuig un friske Hiemedter terechte lagt un dä Nowers inlaan.

Ammä andern Nummedage gengen sä dann te Faute no Däüerl un nahmen diär Bröüt iären froiern Heern un seine Frugge ase Tuigen met. Ungerwiägens fänget än Wännig an te riänen, do bank dä Bröüt fiks Wiskeldauk un Band ümmedenne un na[hm] sä innen Schäüt. In Kösters Höüse täüg sai siek wier an un do genget in de Kiärke [15]. Dät was nöü äin, twei, drai, do woren sä ferrig. Dos¹⁴ was hai Mann un sai was Fruge. Dann gengen sä düär Seiwers¹⁵ un drünken än Glas Bäier un gäften iärk dann open Häimewiäg. Diärwëile harre nä andere Nöwerske Kaffäi terechte maket, un ase siek nöü än paar andere Nowersluie infungen harren, do wor drunken un Klenroggen giäten. Hai harre ok nä Kanne Anëisbranntwien kofft, un wor drunken un ok woren Kesebüetters giäten un alle woren kreuzfidel. Ase awer alles oppe was, do sachte hai: „Ät sall wual Täit weeren!“ un dobëi lachere wier säü unfazuinlik harde. Dai Hoch[të]jidsluie söhn nöü ok, dätär niks mehr was, do pecken sä op un gengen häime.

Hai un sai liäwern nöü no Mannes un Fruggens Wëise. Niäwenbëi sochten sä ok Fauer füär dä Hitte un füär iärk un suargern füär Holt.

Hai satte nöü täglich seine Geschäftsraisen furt, awer nit mehr ase Tabakskremer, do was de Poläzai hingermä, wëilä känn Patänt harre; hai genk seinem allen Bummelgeschäfte wier no, [16] besochte Hochtien, Kinddäüpen, Höüshiëwen u.s.w. un kuckere ok süß wual mä Böüern in nen Pott. Wann hai

¹² Kontraktion aus *makern sä ät* – „machten sie es“.

¹³ Die Form Schořäd- mit durchgestrichenem *r* und Bogen auf dem *a* weist wohl auf Schuatstein – „Schornstein“; der Bogen steht wohl für ein *u* (das in der deutschen Schreibschrift immer mit „u-Bogen“ geschrieben wird. Auch hier scheint der Schreiber zunächst das schriftdeutsche Wort *Schornstein* angefangen zu haben.

¹⁴ Schreibfehler für *do* – „da“.

¹⁵ Entspricht dem schriftdeutschen Familiennamen *Sievers*.

nöü saat was, dann kräiche näü säu viel, dät füär sēine Gnedigste äuk wuat üwrig bläif. Düse deh äük wuat. Wann sä dian Muargen dä Hitte fauert harre un mulken, dann genk sä int Duarp un halp diän Luien kiären, misten, diäsken un diärgläiken fēinen Arbetten mehr. Dofüär kräig sä tä iäten un süß än Däilken innen Schäüt, dät makere sä iärk dann dänn Sundag terechte. Dät künstliche Kuaken harre sä nit lart, sä konn awer doch nä Pannekauken backen un Töüfeln broon, dät harresä bëim Kauhaien lart. Sä lar ok näü Miälsöüpen un Töüfeln met Speck kuaken un Ägger saien, sä harre Schennēi, süß wör sä domet nit ferrig woren. Antun deh sēi dorümme ok wuat te gurre ob sēine Frugge. Ob sēinen Rundraisen harre Antun van säü Schnäken Manches öütestohn, sä dehn mä a[ller]hand Schawernake an. Wanne sēi dä Hoore schnien lait, dann schüren sä mä nä Titus; laite [17] siek butzen, dann laiten sä mä diän Bort half stohn; wann sä mä nä Hahnenkamm ob dä Kappe ödder ob diän Rüggen prakäsäiern konnen, bo ä dann met düärt Dingen genk, dann harren se iär Döüsentplasäier.

Ase nöü eller wor, do konne känne wēie Raisen mehr maken, do wasse ob dä nögeste Ümgiewung beschrenket. Hai biärele nöü vullständig, stallte siek in diän Huiseren ob'n Gank ödder ob dä Diälle, stützere siek [ob] sēinen dicken Stock un biäre än Vaterunser. Wann sä mä dann niks brächten, dann storre mol met diäm Stocke obet Ploster; gafftet dann näü niks, dann mochte use Hiärguat helpen, dann brummere ase [nä]¹⁶ Bären. Einmol wort mä balle mester; hai bröüserer un brummere, ase sä nä [op em] Gange lange stohn laiten, hai makere dä Stuawendüär uap un raip: „Weert balle!“ Diäm Kinde harren sä nemlich Pännige gafft, dai söll'm Hahnen giewen. Dät h[a]rre¹⁷ sä awer diäm Höüshahnen ob diär [18] Diälle bracht un sachte nöü: „Wollt nicht fressen!“

Sēine Ziege was mä mol däüt gohn, do kame, biäre nit, un bläif ok nit opem Gange stohn; hai genk strak in dä Stuawe un sachte: „iek hiewe ob tau när Ziege, mëine ies mëi däüt gohn.“ Do kräiche dann einige Pännige mehr, ok wual nä Silwergroschen, dät hei sēi gut nä nigge Ziege käüpen konn. Ase me dät nöü säü gut gohn harre, do döüert känne twei Johr, do kam dai *Sapperlöter* wier un haffte tau när niggen Ziege ob, sachte awer nit, dät mä dai alle krepäiert wör – laigen woll hai nit – hai harre sä nemlich schlachtet un met sēiner Frugge giäten. Do dachte hai sēi, wann än Schlachtedier fett ies, dann matt me[']t schlachten un iäten un maken dät mä äin anderet wier kritt.

Anton wor nöü füärnoge alt un stēif, dä Faite wollen nit mehr met. Wēie Raisen konne nit mehr maken, hai bläif in diär Nögere un haalere sēi wuat herbēi. Väier [19] [Dage] in de Wiäke genke no diär Friawerg un nahm jedesmol diän väieren Däil van [diär] Staat. Do kräiche säü viel, däte liäwen konn. Dai Friäwersken

¹⁶ Die Stelle ist unleserlich. Wahrscheinlich hat vor dem *ä* ein *n* gestanden, dann heißt der Satz: „dann brummte er wie ein Bär“. Setzt man ein *d* vor dem *ä* ein, heißt es: „dann brummte er wie die Bären“, aber dies entspricht nicht der Redensart *brummen ase nä Bären* – „brummen wie ein Bär“.

¹⁷ Die Präteritalform *herre* ist konjunktivisch. Die Pluralform lautet *harren* – „wir, sie hatten, ihr hattet“; demnach ist auch für den Singular Indikativ *harre* einzusetzen, nicht *herre*. Dies entspricht auch dem heutigen mundartlichen Gebrauch.

harren iären langjöhriegen Kunden laif kriegen, do stonke siek gut bëi. Dai üwriegen paar Dage in diär Wiäke fitterte hai in sëinem Kiäspel rümme. Sëine Hinfälligkait wor nöü ümmer grötter, dät miärkere mä drane, dät hai bëi schlechtem Wiär öüte blëif, süß kame un wantt Brän[ne?] schniggere. Dät passäieremä nöü fake un faker, dätte nit kam, un terleste bläife gans öüte, hai was fruum stuarwen.

Sëine Witwe, froier dät schoine Miäken, was nöü gans inäin wassen, mochte dat Kiäspel [beku]acken un fauern. No äinigen Jöhren starf sä äük.

Wëil sä känne Kinger harren un ok süß kaine Verwandte terügge laiten, do kräggere balle känn Hahne un känne Henne mehr fan ne.



*

[*Nachbemerung des Verfassers Ignaz Gördes.*]

Ich habe Anton nicht aus böser Absicht zu diesem „Versuche“ gewählt, sondern [20] wegen seiner originellen Persönlichkeit und weil er ein Bekannter in der ganzen Umgegend war. Auch hauptsächlich noch, weil er ein Opfer schlechter Erziehung war. Er hat wegen seines unstillen Umherwanderns wenig oder gar keinen Unterricht genossen. Unter guten Händen würde er gewiß ein tauglicher Knecht, Arbeiter oder auch Handwerker geworden sein.

IV. Hochdeutsche Übertragung zum „Kuiken Hahne“-Manuskript von Ignaz Gördes

Kuiken Hahne.

Ein Versuch,
ob Fredeburger Platt
geschrieben und verstanden
werden könne.¹⁸



Altenilpe im Jahr 1896 – links von der Kapelle ist auf der Wiese das „Heiten Backes“ zu sehen, auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegt Heiten Hof
(Fotoarchiv: Hermann-Josef Linhoff, Altenilpe)

¹⁸ Diese Übertragung ins Hochdeutsche basiert auf einer ersten Übersetzung von Heinrich Aufmhoff (Fredeburg), durchgesehen und ergänzt von Manfred Raffenberg und Peter Bürger. Die Endredaktion sowie die meisten Anmerkungen hat Dr. Werner Beckmann (Mundartarchiv Sauerland) besorgt. – Als Hilfsmittel (Wörterbücher), auch für eigene Textarbeit, vgl. im Literaturverzeichnis zur Einleitung dieser daunlots-Ausgabe: Woeste 1882/1930; Pilkmann-Pohl 1988.

Um das Jahr 1800 trieb sich im Amt Fredeburg ein Weib herum und bettelte. Sie konnte keinen festen Wohnsitz bekommen, sie war zu arm; deshalb schlief sie bald hier und bald dort in einer Scheune, in einem Stall und im Sommer auch wohl im Wald¹⁹ auf dem Moos. In Altenilpe wurde sie mal krank. Da durfte[n] man²⁰ sie doch nicht auf der Straße liegen lassen, deshalb ließ der Bürgermeister mit der Glocke läuten, und alle Bauern kamen zusammen und berieten, wo man sie lassen sollte. Zufällig war das Haiten Backhäuschen übrig, das lange nicht mehr gebraucht wurde. Das war nun aber ein armseliges Nest. Es fehlte eine Tür, und in dem einzigen Fensterchen fehlten von vier kleinen Scheiben die Hälfte. Die Bauern zimmerten von einer alten Schafs-Raufe, mit Stroh durchflochten, eine Tür, und die Fensterlöcher verstopften sie auch mit Stroh. Als Bett warfen sie ein paar Bund Stroh²¹] ins Backhaus. Dieses blieb nun [Seite 2] ihre Residenz, bis an ihr Lebensende. Diesmal starb sie aber noch nicht, daran begab sie sich erst später. Als sie wieder gut zurecht war, mußte sie für die Miete²² jede Woche eine Stunde helfen misten.

Sie hieß nun „Hanne“, und weil sie zwei Kinder bei sich hatte, so nannte der Volkswitz sie „Henne“, und so ein überkluger Schneider nannte in seinem Schneiderwitz die Kinder – Küken. Weil es nun Jüngelchen waren, da wollte man sie „Hähne“ rufen; um aber einen Unterschied zu haben, nannten sie den ältesten „Hahn“ und den anderen „Küken“. Bei feierlichen Gelegenheiten hieß der älteste aber auch „Kükenhahne“.

Das war nun ein Spitzname²³, so recht etwas für die Gassenjungen, sonst hieß er – zunächst Antönchen und hernach – Anton.

Die alte Henne starb bald, und da mußten die Küken selbst zusehen, wo sie etwas zu picken bekamen. Zuerst suchten sie in der Nähe ihr Futter, wie das die kleinen [3] Vögelchen auch tun, wenn sie zuerst aus dem Nest fliegen. Dann gingen sie allmählich weiter, und zuletzt flatterten sie in der ganzen Gegend herum. Zu verschiedenen Jahreszeiten versuchten sie sich auch auf allerhand Art und Weise ihr Schäfchen zu scheren. Von Weihnachten bis Neujahr waren sie Heiligedreikönige, der eine zog ein weißes Hemd über den Kittel und der andere machte sich das Gesicht schwarz; dabei hatten sie einen Stern an einem langen Stock, stellten sich in den Häusern auf die Deele oder auf den Gang und sangen:

¹⁹ Wald: „*Biärg*“ bedeutet in den sauerländer Mundarten: 1. Berg, 2. Wald. Wenn man sagte: „Vey gatt in’n Biärg“, dann hieß das: Wir gehen in den Wald. Dasselbe ist auch hier gemeint. [W.B.]

²⁰ man: In der Mundart steht pluralisches *sä* (se = sie) oft für hochdeutsches „man“. Da hier keine bestimmten Personen genannt sind, kann man das erste *sä* auch mit „man“ übersetzen. Das ist auch in anderen Sprachen gang und gäbe, z. B. im Russischen. [W.B.]

²¹ Bund Stroh, Garbe. Bei Woeste (Wörterbuch der Westfälischen Mundart) ist *schôf* erwähnt (vier Stichwörter über *schoewen*); er gibt an, daß das zum Dachdecken gebraucht werde. In den münsterländischen Mundarten ist *Schauw* (Schreibweise bei Kahl, Wörterbuch des Münsterländer Platt, S. 413, Sp. 1) allgemein ein Bund Stroh. [W.B.]

²² *Huier* = Miete, Heuer.

²³ Spitzname: Bei Woeste (S. 119, Sp. 1), sind zwei Formen *kanail-nâme* und *kaneggesnâme* überliefert, beide Male lautet die Übersetzung „Spitzname“. Das Wort *kanail* läßt an *Carnaille* (franz.) denken, so kommt man auch zum „Schurkennamen“. Die Woestesche Übersetzung ist hier in jedem Fall passender. [W.B.]

Heilige drei Könige mit ihrem Stern,
hier sind so zwei Jungen, die essen so gern.

*

In dreizehn Tagen vierhundert Meil,
die liefen sie in Eil, in Eil!

*

Ein kleines Kind, ein großer Gott,
der Himmel und Erd' erschaffen hat.

[4]

Wenn es dann noch nichts gab, dann sangen sie immer weiter:

„Soll ich euch singen, was ich genau²⁴ weiß,
die grünen Brände²⁵ sind hinten heiß.“

Dauerte es aber viel zu lange, dann sangen sie:

„Gebt uns was, gebt uns was.
Laßt uns nicht zu lange stehen,
Wir haben einen weiten Weg zu gehen.“

Sie bekamen dann in den Bauernhäusern eine Wurst. Wohl kriegten sie auch mal eine zweite, die war dann aber apart für sie präpariert²⁶; die aßen sie aber nicht, so dumm waren sie doch nicht. Von den guten hatten sie dann aber noch so viel, daß sie sich damit bis Fastnacht ernähren konnten. Zu Fastnacht wischten sie den Leuten die Schuhe an den Füßen und bekamen wieder Essenssachen und auch Geld. An Petri Stuhlfeier klopfen sie den Sonnenvogel heraus²⁷, dann gab es wieder etwas. Solche Gelegenheiten fanden sich im [5] Jahr noch mehr. Als sie nun älter waren, da bekamen sie hier und da statt der Wurst den guten Rat: „Ihr großen Kerle könnt wohl arbeiten.“ Da kam auch die Polizei hinter ihnen her und nahm ihnen den Stern ab. Dieser Komet hat noch jahrelang im Amtsbüro gestanden, als warnendes Schreckensbild. Das Compagniegeschäft der beiden Brüder hörte nun auf, sie trennten sich im Guten, ohne zu liquidieren oder Bankrott zu machen. Der jüngste zog weit fort, nicht

²⁴ genau: Das Wort *nieden* stellt eine besondere Schwierigkeit dar. Bei Woeste (Wörterbuch der Westfälischen Mundart) lautet der erste Teil der hier gebrauchten Redewendung: *ik wêt bat ik wêt*, allein dies schein schon ein Hinweis auf *nieden* = „genau“ zu sein. Dieses Wort scheint in Verbindung zu stehen mit *niäts* „sehr, ganz, radical“ (Woeste, S. 185, Sp. 2). Er erwähnt auch die münsterländische Form *niätske* in derselben Bedeutung, in meiner Heimatmundart von Bochum-Langendreer heißt die Entsprechung dazu *niätsə*.

²⁵ *Bränne* = Brände [Brennmaterial, hier außen grün = die sichtbare Vorderseite des Holzes brennt noch nicht, während die verborgene Hinterseite schon glüht?]. – Woeste gibt die Redensart fast wörtlich wieder (S. 39, Sp.1): „*ik wêt bat ik wêt: graine bränne sint ächter hêt. man schein damit den zu bezeichnen, der mit der sprache nicht heraus will, der durch seine verlegenheit die antwort erraten lässt.*“ [W.B.]

²⁶ Das Strecken von hausgemachten Würsten mit Mehl – eigens für Heischesänger – war durchaus verbreitet bzw. üblich. [P.B.]

²⁷ „Sonnenvogelkloppen“: Die Kinder ziehen, ausgestattet mit langen Stöcken etc., durchs Dorf und klopfen dabei mit den Stöcken gegen die Hauswände, wobei sie ein Heischelied singen. Dafür bekamen sie in früheren Jahren kleine Gaben in Form von Lebensmitteln, später auch Geld. – Vgl. ausführlich: P. Bürger, Aanewenge. Eslohe 2006, S. 497-503. [W.B.]

nach Amerika, aber doch hinten ins Reister oder Caller Land. Man hat so recht nichts wieder von ihm gehört. Anton, der eigentliche Stammhalter, blieb in seiner Residenz als Grunderbe. Als er nun älter und größer wurde, da wurden auch seine Sorgen größer. Er hatte ein Zieglein geschenkt bekommen, da mußte er nun für Futter und Streu sorgen; dann mußte er auch Holz haben. Kleidung und Essen bekam er anderswo. Er ging für die Leute gerne als Bote in andere Dörfer, da bekam er satt zu essen. Das gefiel ihm, und er [6] suchte sich noch selber so gute Gelegenheiten, wo es was zu essen gab, zum Beispiel Hochzeiten, Richtfeste usw., dafür ging er zwei Stunden Weges. Wenn dann gegessen worden war, bekam er die Überreste und schlug sich den Wanst so voll, daß er kaum mehr gehen konnte, und nahm sich auch noch etwas mit nach Hause. Es wurde auch niemand begraben, ohne daß Anton dabei war, weil es da zu essen gab. Bei den unregelmäßigen Gelegenheiten gab es dann manchmal viel zu essen, manchmal wenig. Gab es wenig, dann verstand es sich von selbst, daß er wenig aß; hatte er aber die Auswahl, dann konnte er für drei essen. Weil er so viel haben mußte, wurde ihm sein Bezirk zu klein, er versuchte ihn zu vergrößern, und das brachte er auch richtig fertig.

Er fing so unter der Hand²⁸ einen Handel mit Strangtabak an, kaufte ein bei Brill in Bilstein, sechs bis acht Pfund auf einmal. An seine Kunden verkaufte er ihn dann im [7] Viertelpfund. Als ihn der Brill mal kennen lernte, da bekam er Kredit, und er hätte tüchtig aufladen können; aber ganz viel nahm er nicht, er trug nicht gerne schwer, er war faul. Genug, es ging ihm in der Hauptsache bei der weiten Reise um das Essen. Essen und Logis in der Scheune hatte er umsonst, und die Schuhe putzte er sich selber im Wasser, gab also auch kein Trinkgeld. Damit er nun nicht zu oft in ein und dasselbe Quartier kam, ging er auf der Hinreise über Oedingen, Elspe und Förde, auf der Rückreise über Rüspe²⁹, über Altenhudem und Saalhausen. In seiner Herberge bekam er nun immer ein Frühstück, das genügte ihm aber nicht, dann ging er im Dorf hausieren und bekam hier und da noch einen Napf voll. Wenn sie ihn dann fragten, ob er auch schon was gehabt hätte, dann sagte er: „ich habe schon einen Imbiss gehabt“. In Arpe hausierte er auf diese Weise mal herum, und die Bauern zählten ihm nach, [8] daß er an die sieben Näpfe voll Suppe an einem Morgen verdrückt hatte.

Sonst war er ehrlich, bis auf das Holz sammeln in andermanns Wäldern. Da hatte er seine eigenen Ansichten. Holz muß jeder Mensch haben, und das Holz wächst auch den Bauern nicht auf dem Kopf; man sagt sogar: „ein Holzdieb wird nicht gehängt“. Wenn er nun auf der Rückreise durch Schulten oder Jäwers Wäldchen kam, dann nahm er eine Tracht [Holz] mit nach Hause. Der Jäwers-Mann erwischte ihn mal auf frischer Tat. Da mußte er mit zu seinem Hof und das Holz

²⁸ *verquans* – hier übersetzt nach Woeste. [P.B.]

²⁹ Nicht gesicherte Übersetzung von „*Ruibiärg*“ [P.B.].

abliefern. Zur Strafe mußte er einen Napf³⁰ voll Plundermilch essen, und dann brachte der Knecht ihn über die Grenze. Sie bezichtigten ihn mal damit, er schnitte von jedem Pfund Tabak einen halben Fingerlang ab zum eigenen Gebrauch. Da sagte er aber, „das ist nicht wahr“, und wenn es wahr wäre, dann bekäme er aus einem Pfund doch knapp vier Viertel, [9] „der Brill wiegt mir gut (ab)“. Es ist also nicht festgestellt, daß er unehrlich war.

Er wäre nun der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt gewesen, wenn er das Kreuz nicht gehabt hätte, daß man ihn „Hahn“ oder „Kükenhahne“ nannte. Ich wollte aber keinem geraten haben, das zu sagen, wenn er in seiner Nähe war. Er war dann imstande und schlug oder warf mit seinem Knüppel gerade drauf zu. Damit goß er nun erst recht Öl ins Feuer, und sein Name wurde stereotyp. Alles rief nun „Hahne“ – „Kükenhahne“ oder krähte wie ein Hahn oder klatschte in die Hände wie der Hahn die Flügel schlägt vor dem Krähen. Dann wurde er wild. Er nahm es sogar sehr übel, wenn man in seiner Gegenwart fragte „was gibt es für Wetter?“, weil das Wetter der Hahn auf dem Turm machen kann. Als er nun sah, daß er es mit seinem Knüppel nicht bannen konnte, da wandte er sich an die Behörden und klagte seine Not. Die taten auch alles Mögliche, ihm zu helfen, aber der Name „Hahne“ war zu berühmt geworden, [10] und da half das nicht viel. Wo er des Weges kam, da wurde gekräht; besonders wenn er an Fabriken, oder wo sonst viele Leute waren, herkam, dann wurde gerufen, geklatscht, und wenn es auch aus dem Dachfenster kam. Er hatte sogar jemanden bei Gericht verklagt. Der die Klage aufgenommen hatte, begann damit: „Klage des Anton B., genannt Kükenhahne etc.“ Der Verklagte sagte daraufhin, er würde keinen anderen Namen für ihn kennen, und redete von seinem Schmerz. Da wurde er³¹ verurteilt und sollte auch die Kosten bezahlen, die hat sich aber das Gericht ans Bein binden müssen. Nun war aber Holland in Not! Es wurde ihm nun aber doch zuviel³², so wie er erhalten mußte. Alle guten Freunde rieten ihm, er solle sie krähen und schreien lassen, dann sollte es wohl aufhören. Als er das eine Zeitlang getan hatte, da ließ es nach, und später ging er ungeniert ruhig durch die Dörfer. Das gefiel ihm nun gut, und er brachte es so weit, daß er bei einer wichtigen Angelegenheit sich selbst [11] „Hahne“ nannte. Er fing nämlich an zu freien. Das wollte er da mit dem Pastor beratschlagen, aber er wußte nicht recht, wie er die Einleitung drehen³³ sollte. Da platzte er heraus und sagte: „Herr Pastor! zu einem Hahn³⁴ muß auch eine

³⁰ Orig.: *Stuns*, vermutlich von *Stunss*^e = „runder, flacher, henkelloser Topf zum Milchsiehen“ (Woeste: Wörterbuch. 2. Aufl., S. 260). [P.B.]

³¹ D.h. *Anton* (der „Schmerz“ des Verklagten – im vorhergehenden Satz – ist Hinweis auf eine Handgreiflichkeit des Klägers). [P.B.]

³² Der Originaltext hat: *Ät was wuat te bäister...* Das Wort „bäister“ gehört wahrscheinlich zu einem auch bei Woeste belegtem „bïster“, dem er folgende Bedeutungen beigibt: 1. unfreundlich, 2. traurig, 3. verstärkend außerordentlich, sehr. Daher die etwas freie Übersetzung des Satzteilens ins Schriftdeutsche. [W.B.]

³³ Das plattdeutsche *driägen* entspricht hochdeutschem „tragen“. Vielleicht liegt eine Verschreibung für *drägen* „drehen“ vor. [W.B.]

³⁴ Im Original steht: „*bëi* ne Hahnen ...“. Die Präposition *bëi* – „bei“ regiert im Sauerländer Platt zwei Kasus, den Dativ wie im Schriftdeutschen, und wird dann auch mit „bei“ übersetzt. Also: *bëi me Hahnen* hieße dann „bei

Henne, ich will freien!“ Dabei lachte er, daß die Fenster bebten. Der Pastor wollte ihn davon abhalten; er stellte ihm vor [Augen], daß er zu alt wäre, daß er kein Handwerk könne und daß er auch sonst nicht gerne arbeite. Aber es war zu spät, er hatte sich vollständig mit einer Dame verbunden und verlobt. Das war nun ein prächtiges Mädchen und in seinen Augen das schönste auf der ganzen Welt. Wie die feinsten Mädchen so hatte es auch zwei Augen über der Nase und ein Mündchen darunter, und weil es nicht groß war, hatte es auch eine kleine Hand und einen kleinen Fuß, was alles zu den Schönheiten dazugehört. Sie stammte aus einer fremden Gegend, wußte aber selber nicht, wo sie her kam. Ich weiß es zwar auch nicht, aber wenn ich auf einen tollen Puff raten sollte, dann würde ich sagen: [12] sie kam aus Hesborn. Sie hatte ihre ganzen Dienstjahre bei einem Herrn zugebracht. Vor vielen Jahren hatte sie ihr fünfundzwanzigstes Dienstjubiläum als Kuhmagd gefeiert. Sie bekam anders keinen Lohn als etwas zu essen, altes Zeug [Kleidung], jedes Jahr ein Paar Schuhe und alle zwei Jahre einen neuen Unterrock³⁵.

Zunächst mußte nun Anstalt für die Hochzeit gemacht werden. Als Anton sich erkundigte, da hörte er, daß es viel Geld kostet, zum Beispiel beim Pastor und Köster so vier bis fünf Taler, und sonst noch etwas, – da wurde er bange, so viel Geld hatte er nicht. In der Verlegenheit ging er zu einem benachbarten Pastor, einem dreisten Pater, bei dem er so manche Brocken bekommen hatte, der aber auch manchen Spaß mit Anton gemacht hatte. Als er dem nun seinen Not geklagt hatte, sagte ihm der: „Bringe dein Mädchen her, ich gebe es dir umsonst, du mußt mir aber von eurem Pastor ein Briefchen bringen, sonst darf ich es nicht tun.“ Wer war nun [13] schneller als Anton! Er ging zu seinem Pastor, trug ihm die Sache vor und erzählte ihm von dem Briefchen. Der sagte aber: „Anton sachte³⁶, das geht nicht und das nützt dir auch nichts. Du mußt die Stolgebühren³⁷ hier doch bezahlen. Ich will dir einen Vorschlag machen: du läßt dich hier kopulieren, und dann schreibe ich die Stolgebühren an; der Küster wird es auch wohl tun.“ So machten sie es dann auch. Der Pastor hatte es aber in den Schornstein geschrieben, da war es verdampft. Vor der Hochzeit war nun noch manches nötig. Da mußte das Backhäuschen geweißelt und gekehrt und alles gereinigt werden. Dann mußte[n] ein irdenes Kaffeekesselchen³⁸, Töpfe und einige neue Tassen gekauft werden. Sie mußten auch Anziehzeug haben, so daß

einem Hahn“. Steht der Akkusativ, so wird im Schriftdeutschen *zu* gesetzt, daher die Übersetzung von *bëi ne Hahnen* „zu einem Hahn“. [W.B.]

³⁵ Das Wort *Wenneke* ist auch bei Woeste (Sp. 320) belegt, der seine Bedeutung mit „halb wollener, halb leinener Weiberunterrock“ wiedergibt. Bei Woeste wird auch die Wortform *wendke* – „Kittel“ belegt. Ob für unseren Text „Unterrock für Frauen“ oder „Kittel“ richtig ist, läßt sich nicht mit letzter Sicherheit entscheiden. [W.B.]

³⁶ Da der Verfasser mit den Satzzeichen nicht konsequent umgeht, sind hier zwei Übersetzungen möglich: 1. „Anton, langsam an, (= sachte), das geht nicht ...“; 2. „Anton“, sagte er (=sachte < sachte hei), „das geht nicht ...“. [W.B.]

³⁷ Stolgebühren [Taxa Stola] mußten für Sakramente und Sakramentalien wie Taufen, Verheirathungen, Hochzeiten, Begräbnisse usw. an die Pfarrei entrichtet werden. Das schriftdeutsche Wort ist vom Verfasser unverändert ins Plattdeutsche übernommen worden. [W.B.]

³⁸ *Kaffekanne aus Steingut, Ton.*

sich unsere Hochzeitsleute sehen lassen durften. Anton hatte einen hellblauen Rock mit einem hohen³⁹ Kragen und großen blanken Knöpfen, der stammte aus einer früheren Zeit. Er hatte ihn in den guten Jahren aus [14] dem Handelsgewinn vom Altruisker⁴⁰ gekauft. Jetzt brauchte er nun anderes nichts als eine neue Kappe. Die kaufte er sich in Fredeburg. Dort nahm er auch seine Braut mit hin und kaufte ihr ein neues bedrucktes Kleid und ein Wickeltuch. Damals war auch Mode, daß die Weiber so eine Art Schleife, ein Band umbanden; da sagte er: „nun noch ein Band um den Leib, dann *geheiratet*⁴¹!“ und dabei lachte er so herzlich seine gewöhnliche Lache.

Nun rückte der große Rüsttag heran, der Tag vor dem festgesetzten Tag⁴². Da wurde dann auch gereinigt⁴³ und geputzt und das Sonntagszeug und frische Hemden zurechtgelegt und die Nachbarn eingeladen.

Am anderen Nachmittag gingen sie dann zu Fuß nach Dorlar und nahmen den früheren Dienstherrn der Braut und dessen Frau als Zeugen mit. Unterwegs fing es an, ein wenig zu regnen, da band die Braut schnell Wickeltuch und Band rundum ab und nahm sie in den Schoß. Im Küsterhaus zog sie sich wieder an, und dann ging es in die Kirche. [15] Das war nun eins, zwei, drei, da waren sie fertig. Da war er Mann und sie war Frau. Dann gingen sie durch Sievers⁴⁴ und tranken ein Glas Bier und begaben sich dann auf den Heimweg. Derweil hatte eine andere Nachbarin Kaffee zurecht gemacht, und als sich nun ein paar andere Nachbarsleute eingefunden hatten, da wurde getrunken und Roggenbrötchen⁴⁵ gegessen. Er hatte auch eine Kanne Anis-Branntwein gekauft, und [die] wurde getrunken und auch wurden Käsebröte gegessen, und alle wurden kreuzfidel. Als aber alles aufgezehrt war, da sagte er: „Es wird⁴⁶ wohl Zeit werden!“ und dabei lachte er wieder so ungehörig laut. Die Hochzeitsgäste sahen nun auch, daß da nichts mehr war, da brachen sie auf und gingen nach Hause.

Er und sie lebten nun nach Art von Mann und Frau. Nebenbei suchten sie auch Futter für die Ziege und für sich und sorgten für Holz.

³⁹ Im Originaltext steht *stra[cken] Kragen*; *strack* bedeutet „geradeaus; geradewegs“ und ist eher mit „hoch“ als mit „steif“ zu übersetzen. Ein steifer Kragen mußte nicht unbedingt ein Stehkragen („Vatermörder“) sein, es gab daneben auch den Umlegekragen, der aber wie der Stehkragen steif gestärkt war. [W.B.]

⁴⁰ Oder: von *einem Altruisker*.

⁴¹ Originaltext: „*bistät*“, von „*bestaan*“ (sich verheiraten). – Möglich ist auch eine andere Übersetzung von *dann bistät*: „dann bist du es“, d. h. wenn die Frau mit dem Anziehen fertig war, dann „war sie es“, dann fehlte nichts mehr zu ihrer Ausstattung. Die Form *bistät* ist dann aufzulösen in *bistät* „bist (du) es“; in der 2. Sg. wird das Personalpronomen in den Sauerländer Mundarten oft fortgelassen, z. B. *Bis all do?* – „Bist du schon da?“ [W.B.]

⁴² Die Form *düänesten* ist Superlativ zu *duëne* „dick, dicht, fest, eng, nahe“ (Bedeutungen s. Woeste Sp. 61). Also in diesem Falle „vor dem festesten“, d. h. der festgesetzte Tag, der bestimmte Termin, oder auch der Festtag, nämlich der Tag der Trauung. Da der Hochzeitstag noch einige Tage entfernt war, scheint diese zweite Übersetzungsmöglichkeit einleuchtend. [W.B.]

⁴³ Das plattdeutsche *rüstern* bedeutet soviel wie „reinigen, säubern“. *Et Höüs rüstern* ist der Hausputz. [W.B.]

⁴⁴ Evtl. Gaststätte? Beim Haus „Sievers“ handelt es sich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit um Verwandte des Anton (vgl. den letzten Abschnitt der Einleitung zu dieser daunlots-Ausgabe).

⁴⁵ *Klenroggen* = kleine Bröte (nicht aus Sauerteig).

⁴⁶ *Et sall wual Tait weeren!* Das Hilfsverb *sall* ist hier futurbildend, ähnlich wie im älteren Englisch *shall*. Also die Übertragung: „Es wird wohl Zeit werden.“ Man sagt auch heute noch z. B. *Iëck sall ne all packen*. – „Ich werde ihn schon ergreifen“, umgangssprachlich: „Den werd’ ich schon kriegen“. [W.B.]

Er setzte noch täglich seine Geschäftsreisen fort, aber nicht mehr als Tabakskrämer, da war die Polizei hinter ihm her, weil er keine Konzession hatte; er ging seinem alten Bummelgeschäft wieder nach, [16] besuchte Hochzeiten, Kindtaufen, Richtfeste u.s.w. und guckte auch sonst wohl einem Bauern in den Kochtopf. Wenn er nun satt war, dann bekam er noch so viel, daß für seine Gnädigste auch etwas übrig blieb. Diese tat auch etwas. Wenn sie am Morgen die Ziege gefüttert hatte und gemolken, dann ging sie ins Dorf und half den Leuten kehren, misten, dreschen und [bei] dergleichen feinen Arbeiten mehr. Dafür bekam sie zu essen und sonst ein Teilchen in den Schoß, das machte sie sich dann am Sonntag zurecht. Die Kochkunst hatte sie nicht gelernt, sie konnte aber einen Pfannkuchen backen und Kartoffeln braten, das hatte sie beim Küehüten gelernt. Sie lernte auch noch Mehlsuppen und Kartoffeln mit Speck kochen und Eier [seien]⁴⁷; sie hatte Genie, sonst wäre sie damit nicht fertig geworden. Anton tat sich darum auch etwas zugute auf seine Frau. Auf seinen Rundreisen hatte Anton von so Burschen⁴⁸ manches auszuhalten, sie taten ihm allerhand Schabernack an. Wenn er die Haare schneiden ließ, dann schoren sie ihn wie Titus; ließ [17] er sich rasieren, dann ließen sie ihm den Bart halb stehen; wenn sie ihm einen Hahnenkamm auf der Kappe oder auf dem Rücken anbringen⁴⁹ konnten, wo er dann mit durchs Dorf [= *Dingen*] ging, dann hatten sie ihren Mordsspaß⁵⁰.

Als er nun älter wurde, da konnte er keine weiten Reisen mehr machen, da war er auf die nächste Umgebung beschränkt. Er bettelte nun vollständig, stellte sich in den Häusern in den Eingang oder auf die Tenne, stützte sich auf seinen dicken Stock und betete ein Vaterunser. Wenn sie ihm dann nichts brachten, dann stieß er mal mit dem Stock auf das Pflaster; gab es dann noch nichts, dann mußte unser Herrgott helfen, dann brummte er wie ein Bär⁵¹. Einmal wurde ihm [wort mä] bald [mester]⁵²; er brauste und brummte, als sie ihn auf dem Gang lange stehen ließen, er machte die Stubentür auf und rief: „Wird’s bald!“ Dem Kinde hatten sie nämlich Pfennige gegeben, die sollte es dem Hahn geben. Es hatte sie aber dem Haushahn auf der [18] Tenne gebracht und sagte nun: „Wollte nicht fressen!“

Seine Ziege war mal eingegangen, da kam er, betete nicht und blieb auch nicht auf dem Gang stehen; er ging geradewegs in die Stube und sagte: „ich

⁴⁷ Die Bedeutung des plattdeutschen Wortes „*saien*“, das aus dem Originaltext unübersetzt an diese Stelle gesetzt wurde, ist unklar. [W.B.]

⁴⁸ Originaltext: *Schnäken* (vgl. sauerl. „Schnäcker“ = junger Bursche). Bei Woeste ist aber auch *snâk* (Sp. 245) mit der Bedeutung 1. „Spaß“, 2. „Spaßmacher“ belegt. Auch im Münsterländischen wird mit *Snâk* der Schelm bezeichnet (Augustin Wibbelt, Schulte Witte II, S. 138). Der im Text erscheinende Plural *Snäke(n)* läßt eher auf langen Vokal im Singular und damit auf **Snâk* schließen. [W.B.]

⁴⁹ Wörtlich eigentlich: *praktizieren*.

⁵⁰ Wörtlich: *Tausendpläsier*.

⁵¹ „*Bär*“ heißt im Plattdeutschen allerdings auch der Eber.

⁵² *Einmol wort mä balle mester*; wörtliche Übersetzung: „Einmal wurde (es) ihm bald Meister“; das soll wohl heißen: „Einmal hätte er sich beinahe nicht durchsetzen können“, was bedingt war durch die Verwechslung des Kindes: Es dachte bei „Hahn“ an ein Tier und eben nicht an „Kuiken Hahne“. [W.B.]

sammele⁵³ für eine Ziege, meine ist eingegangen“. Da bekam er dann einige Pfennige mehr, auch wohl einen Silbergroschen, daß er sich gut eine neue Ziege kaufen konnte. Als ihm das nun so gut geklappt⁵⁴ hatte, da dauerte es keine zwei Jahre, da kam der Schwerenöter⁵⁵ wieder und sammelte für eine neue Ziege, sagte aber nicht, daß ihm die alte verreckt sei – lügen wollte er nicht – er hatte sie nämlich geschlachtet und mit seiner Frau gegessen. Da dachte er sich, wenn ein Schlachtthier fett ist, dann muß man es schlachten und essen und machen, daß man ein anderes wieder bekommt.

Anton war nun bald alt und steif, die Füße wollten nicht mehr mit. Weite Reisen konnte er nicht mehr machen; er blieb in der Nähe und holte sich etwas herbei. Vier [19] [Tage] in der Woche ging er nach Fredeburg und nahm jedesmal ein Viertel⁵⁶ der Stadt. Da bekam er so viel, daß er leben konnte. Die Fredeburger hatten ihren langjährigen Kunden lieb gewonnen, da stand er sich gut bei. Die übrigen Tage in der Woche bettelte er in seinem Kirchspiel herum. Seine Hinfälligkeit wurde nun immer größer, das merkte man daran, daß er bei schlechtem Wetter ausblieb; sonst kam er und wenn es [Bränne⁵⁷] schneite. Das passierte ihm nun oft und öfter, daß er nicht kam, und zuletzt blieb er ganz aus, er war fromm gestorben.

Seine Witwe, früher das schöne Mädchen, war nun ganz ineinander gewachsen, [die] mußte das Kirchspiel [beko]chen und ernähren⁵⁸. Nach einigen Jahren starb sie auch.

Weil sie keine Kinder hatten und auch sonst keine Verwandten zurückließen, krähte bald kein Hahn und keine Henne mehr nach⁵⁹ ihnen.

*

[*Nachbemerkung des Verfassers.*]

Ich habe Anton nicht aus böser Absicht zu diesem „Versuch“ gewählt, sondern [20] wegen seiner originellen Persönlichkeit und weil er ein Bekannter in der ganzen Umgebung war. Auch hauptsächlich noch, weil er ein Opfer schlechter Erziehung war. Er hat wegen seines unstillen Umherwanderns wenig oder gar keinen Unterricht genossen. Unter guten Händen würde er gewiß ein tauglicher Knecht, Arbeiter oder auch Handwerker geworden sein.

⁵³ Wörtlich übersetzt: „Ich *hebe auf* für eine Ziege“.

⁵⁴ Wörtlich: „gegangen“.

⁵⁵ Original: *Sapperlöter* [Bildung von „sapperlot“].

⁵⁶ Wörtlich übersetzt: „den vierten Teil von“.

⁵⁷ *Bränne* = hier evtl. „Kohlen“.

⁵⁸ Wörtlich: *fauern* = füttern.

⁵⁹ Im Original steht *fan* „von“, aber die Redensart im Schriftdeutschen lautet: „Danach kräht kein Hahn mehr“.
[W.B.]



Blick ins Innere eines sauerländischen Bauernhauses
mit reichhaltigen Schlachterzeugnissen an der Decke

V. Kuikenhahne (1905)

Von Gottfried Heine (1849-1917)



Gottfried Heine (1849-1917)

1.

Kuikenhahne sall d'n äisten Platz in düm Bauke hewwen. Wiäshalf herre dai Kerel niu sau? Brümme, dät wäit ik nit; hai kann könne Egger liegen, nit mol op äinem Bäine stohn un ok nit kräggen, was allerdinges ne kurjausen Mensken. Wann Kuikenhahne noh d'r Friäweg kam, dann laipen de Blagen, graute un kleine, hinner me hiär, kräggeren un kackeleren. Hai nahm seynen Stawestock un fiägere dertüsker; 't woorte awwer eger slimer ase biäter dernoh. Kam Kuikenhahne bey d'r Kiärke hiär, dann raip Seypen Vatter altens:

„Gurr'n Muargen, wat gier't füür Wiär? Wat siet hai do uawen oppem Tauern?“
Kuikenhahne brummere in'n Boort; Seypen Vatter peck in de Westentaske, halere ne Grosken riut, un Hahne was tefriän. De Affekote Huiser saggte strackwiäg:

„Gurr'n Dag, Hahne“, dann streckere foot en Geldstücke tem Fenster riut. Äinmol hiät Kuikenhahne d'n Affekoten awwer ärgert. Huiser saggte:
„Hahne, ik gloiwe, de Helle is buasten, sau waarme is et.“

„Näi“, fenk düse aan, „dät is siker nit wohr, dann laipen hey mehr Affekoten rümme.“

2.

Wann Kuikenhahne ennen van diän lästigen Jungens, dai iähne ärgerten, raken kann, dann snappere ne un genk dermet nohm allen Lehrer. Düse woorte dät Laupen un Aanebrenge balle läid; hai jagere mäistens Hahne taum Duiker, dai makere sey awwer nicks deriut. Op ne Sunndag vüar d'r Hauhmissen kame wier met ennem Bengel aantesliepen. „Ik well ne hallen“, saggte Kuikenhahne, „giät Ey me en paar drüwer“. Dät deh de Lehrer dann ok, richtere et awer sau in, dät Hahne selwer äinige wisse Klöppe met üwer seyne Fuiste kräig. Van dör Teyt aan wasse kuräiert.

3.

Kuikenhahne biärlere noh d'r allen Maude; hai stallte sik innen Hüsgank un fenk aan te biäen. En Dag vüar Kriutwigge hoorte Seypen Mutter diän bekannten Taun. Se gaffte iährem kleinen Jüren twäi Pänninge, dai hai Hahne brengen soll. Jüren laip dermet unner't Hüsgank, bo sik dät Hahnervolk rümmedräif. Dät Biäen imme Flur bläif sonderbarer Weyse te Gange, et woorte saugar nau hädde. Do frogere de Mutter Jüren, of hai Hahne et Geld nit gafft härre. Düse saggte:

„Jo wual, ik hewwe't d'm Hahnen gafft, hai woll't awwer nit friäten.“

Aus: Heine, Gottfried: Krümmeln un Kuasten. Nigge Vertellekes iutem Surlande. Paderborn: Schöningh o.J. [1905], Seite 1-2.

VI. Küken Hahne, der Till-Eulenspiegel des Fredeburger Landes (1922)

Von Friedrich Albert Groeteken



Dr. Friedrich Albert Groeteken (1878-1961)

Das erst seit einigen Jahrzehnten durch die Eisenbahn erschlossene Sauerland, in dem sich Stammesart und uralte Sitte bis in die Neuzeit retten konnten, ist niemals arm an originellen Gestalten und Eulenspiegeln gewesen, und deren gibt es heute noch in fast jedem Dorf und Städtchen. Menschen von der alten Welt, mit Mutterwitz und gesundem Humor, so recht geschaffen, das eintönige, stille Leben in den Bergen schon durch ihre äußere Erscheinung und mehr noch durch ihre vom gewöhnlichen Alltagsleben gänzlich abweichenden Eigenarten zu erheitern und verschönern, wuchsen stets auf diesem sonst nicht zu üppigen Boden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bis 1860, durchzog ein solcher Eulenspiegel von reinstem Wasser den ganzen südlichen Teil des Kreises Meschede, eine Freude für die spottlustige Jugend, eine Erheiterung für die Erwachsenen, ein Narr, aber auch ein bewußter Schalk und Spaßmacher, der in seinen Streichen und Abenteuern oft sehr ernste Wahrheiten seinen einfältigen Mitmenschen zu sagen verstand. Wie der bekannte „Junge vom Winterberge“, der Till Eulenspiegel des Kreises Brilon, noch heute wegen seiner Schwänke im Volksmunde lebt, ohne daß man indes ihn, oder die Zeit, in der er gelebt, bezeichnen könnte, so ist auch das Andenken an Küken Hahne heute noch bei allen frisch und lebendig, nur mit dem Unterschiede, daß man ihn genau bezeichnen kann und noch manche leben, die ihn gut gekannt haben. Es ist, als ginge Küken Hahne heute noch um in kurzen Hosen, langen Strümpfen und Schwalbenschuhen, einem altmodischen Frackrock und dem unvermeidlichen, uralten, hohen, in der Mitte eingebauchten Zylinder, die Kiepe auf dem Rücken, die Mutze im Munde, den Knotenstock in der Hand, mit einem Schelmengesicht, lang und hager, ein unvermeidlicher Gast bei allen Kindtaufen, Haushebungen und Hochzeiten. Wohl mehr als zwanzig alte Leute, die ihn gut gekannt, habe ich eingehend befragt und ihre Aussagen niedergeschrieben, weil bisher wenig von ihm dem Papier anvertraut worden ist. Nur der hochverdiente Lehrer Gördes zu Fredeburg, Küken Hahnes Freund, hat eine kurze, plattdeutsche Skizze über ihn hinterlassen, während Gördes Schwiegersohn, Gymnasiallehrer Gottfried Heine zu Münster, einige Streiche von ihm in seinen „Krümeln und Kuasten“ verewigt hat. Man sagt, Hahne habe eigentlich Anton Beulke geheißen, aber bestimmt weiß das niemand. Er hieß allgemein Küken Hahne und als solcher soll er fortleben.

Geburt und Jugend des Küken Hahne

Die Kapellenglocke gellte durch Altenilpe schrill und kalt. Alles lief zusammen, und bald umstand eine ganze Schar das kranke, schmutzige Weib am Boden. Wohin mit ihr? Keiner wußte es, auch der Vorsteher nicht. Es hatte sich stets bettelnd umhergetrieben, während des Winters in Ställen und Scheunen, Sommertags im Berge genächtigt. Der Vorsteher bat diesen und jenen, ob er es nehmen wolle, aber jeder zog die Achseln hoch.

Nur eine Hütte stand im Dorf leer, ein altes Backhaus, dem Tür und Fenster fehlten. Einer kam auf den Gedanken, dies für das kranke Weib herzurichten, und alle griffen ihn freudig auf. Eine Schafkrippe durchflocht man mit Stroh und machte sie zur Tür, in die Fenster steckte man Lumpen. Ein Bündel Heu warf man als Bett hinein, und dies blieb die Residenz bis zu ihrem Ende.

Sie hieß Hanne, aber da sie zwei Kinder bei sich hatte, nannte der Volkswitz sie Henne, und ein überkluger Schneider fand für die Kinder den Namen Küken. Weil es nun Jungen waren, wollte man sie Hahnen nennen; um aber einen Unterschied zu haben, hieß man den älteren Hahne und den jüngeren Küken. Bei festlichen Gelegenheiten führte der ältere aber auch den Namen Küken Hahne.



Die alte Henne starb bald, und die Küken mußten selber sehen, wo sie etwas zu picken fanden. Zuerst suchten sie ihr Futter in der Nähe, wie das kleine Vögel auch tun, wenn sie zuerst aus dem Nest fliegen.

Dann zogen sie allmählich weiter, und zuletzt machten sie die ganze Umgegend unsicher, um sich auf allerlei Art ihr Brot zu verdienen. Von Weihnachten bis in den Januar hinein spielten sie heilige Dreikönige. Der Hahne färbte sich das Gesicht schwarz, trug einen Stern an einem langen Stocke, zog auf jede Diele und sang:

Hilge drei König met ihrem Stern.
 Hier sind twei Jungens, dei iätet so gern.
 In dreizehn Däg vierhundert Meil,
 De leipen se in Eil in Eil.
 En kleinet Kind, en groten Gott,
 Der Himmel und Erd erschaffen hot.
 Sall ick au singen, wat ieck nieden wait,
 Dai gräinen Bränne sind ächten.
 Giät us wuat, giät us wuat.
 Lat us nit te lange stohn,
 Vey hatt ne weien Wiäg te gohn.

An allen Türen bekamen sie dann eine Wurst, oder auch zwei, die aber für sie eigens mit Mehl gestreckt waren. Sie erhielten soviel, daß sie bis Fastnacht zu leben hatten.



Ein so billiger Erwerb gefiel ihnen derart, daß sie zur Fastnacht wieder auszogen und den Leuten die Schuhe an den Füßen putzten. Das warf wieder manchen Groschen ab. Auf Peterstag trugen sie einen hölzernen Sonnenvogel, klopfen ihn heraus und sangen: Riut, riut, Sunnenvugel, usw. Und wieder fiel für sie manches ab.

Als sie aber größer wurden, kam der alte Polizist hinter sie her, nahm ihnen den Stern ab und brachte diesen zum Amte nach Fredeburg, wo er noch jahrelang zum abschreckenden Beispiel stand.

Damit war ihnen für eine Zeitlang das Handwerk gelegt, und der jüngere Küken zog es vor, nach Amerika auszuwandern. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Damit blieb Küken Hahne Herr und Erbe in Heiten Backes.

Wie Küken Hahne Tabakhändler wurde

Schon oftmals hatte man dem Küken Hahne, als er größer geworden, beim Betteln gesagt, er solle statt des Bettelns lieber arbeiten. Das machte tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich entschieden zu einem ehrsamem Gewerbe entschloß, das möglichst wenig Arbeit verlangte. Er dachte lange hin und her und endlich hatte er es gefunden: er wollte Tabakhändler werden.

So zog er denn eines Tages mit einer Kiepe auf dem Rücken zu Brill in Bilstein, der den Strangtabak herstellte. Und da dieser den Hahne gut aufnahm, entschloß sich Hahne, den Tabakhandel dauernd als Gewerbe zu pflegen. Mehr wie acht Pfund kaufte er aber nie, weil er sonst zu schwer zu tragen hatte.

Auf der Hinreise zog er stets über Ödingen, Elspe, Förde, auf der Rückreise über Altenhundem, Saalhausen. Und das tat er deshalb, weil er unterwegs in einer

Scheune auf Heu und Stroh übernachtete und nicht so oft dieselbe Herberge benutzen wollte.

Der Strangtabak diente aber nur als Vorwand; denn erstens schnitt er von jedem Pfund ein Stück zu eigenem Gebrauche ab, zweitens erhielt er den Tabak gut bezahlt, drittens bekam er nebenbei manchen Napf Pluntermilch zu essen, viertens bettelte er dann nicht, und fünftens erfuhr er, wenn irgendwo Kindtaufe, Hausheben und Hochzeit war, und dann nahm er an der allgemeinen Freude und dem Festessen innigsten Anteil. So war er über Nacht ein tüchtiger Kaufmann geworden.

Wie Küken Hahne sich eine Frau nahm

Als Hahne nun ein einträgliches Geschäft, ohne in die Schule gegangen zu sein und ohne Gewerbeschein, gegründet hatte, glaubte er, daß er nun wohl auch eine Familie ernähren könne, und beschloß zu heiraten.

Sein Auge fiel auf ein ihm körperlich und geistig ebenbürtiges Mädchen, das auch keine Schule besucht hatte und auch nicht wußte, woher es stammte. Es hatte bereits sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Kuhmädchen gefeiert, trug aber sogar Ohrringe und hieß Christine. Das alles machte sie ihm begehrenswert.

Nur einen Haken hatte das Heiraten. Es kostete zuviel. Besonders die Stolgebühren bei Pastor und Küster machten ihm Sorgen. So beschloß er denn, zum Pastor zu gehen und zu verhandeln.

Als er nun zum Pastor kam, drehte er sein Käppchen immer rund in den Fingern, blinzelte bisweilen den Pfarrer an, schaute auch wohl zum Fenster hinaus, sagte aber nichts. „Nun, Anton, was willst Du denn?“ fragte ihn gütlich der Pastor. „Här“, platzte er heraus, „tau ne Hahne gehört ok ne Henne!“ „Ganz recht, Anton“, lachte der Pastor, „die soll Dir die Eier legen, nicht wahr? Anton, ich glaube, dann willst Du dich auf die Bärenhaut legen?“ Schon wollte Hahne aufspringen, der Pastor aber fiel sofort ein, da er wußte, wo den Hahne der Schuh drückte. „Nun gut“, sagte er, „ich will die Stolgebühren in den Kamin schreiben und Sonntag kommst Du auf die Kanzel.“

Da überfiel den Hahne eine große Angst, daß er selbst auf die Kanzel kommen sollte, und er erklärte, daß ihm das einfach unmöglich sei. Der Pastor aber lachte und sagte: „Dann will ich nur Deinen und der Christine Namen von der Kanzel verlesen.“ Da war nun niemand froher als der Hahne.

Zur Hochzeit zog Hahne das Beste an, was er besaß, einen uralten hellblauen Rock mit steifem Kragen und großen, blanken Knöpfen, den er einmal geschenkt bekommen, kurze Hosen mit Bandschleifen an den Knien, lange Strümpfe und Schnallenschuhe. Christine trug ein Kattunkleid und ein Schultertuch.

So zogen sie in die Kirche zu Dorlar und wurden getraut. Um nun nichts ausgeben zu müssen, tranken sie mit den Hochzeitsleuten bei der Dienstherrschaft der Frau Hahne Kaffee, und als die Leute auch bei Hahne

selbst feiern wollten, zogen sie in dessen Backes, fanden aber nichts als eine Flasche Anisschnaps, die sie leer tranken. – Hahne aber lachte vergnügt und sagte: „Ät sall wuall Teit weeren!“ Da zogen die Gäste mit langen Gesichtern ab, und die Hochzeit war zu Ende.

Wie Küken Hahne den Tag für die Nacht ansah

Hahnes Hütte besaß nur ein Zimmer, das Wohn- und Schlafzimmer zugleich war, und dieses Zimmer hatte auch nur ein einziges Fenster.

Nun trug es sich zu, daß böse Buben eines Abends mit leisen Händen das Fensterchen mit Dünger so dicht vermauerten, daß unmöglich sich ein Lichtstrahl hätte hindurchstehlen können. Mit Spannung erwarteten die Buben den kommenden Tag.

Doch der Hahne sowohl wie die Henne blieben den ganzen folgenden Tag unsichtbar. Erst am Morgen darauf erschien Hahne, rieb sich die Augen, besah sich den Schaden, riß den Dünger hinweg und ging kopfschüttend wieder hinein. Die Buben aber waren nicht auf ihre Kosten gekommen; denn als man Hahne fragte, was er den ganzen Tag im Dunkeln getan habe, erklärte er zufrieden, er habe geglaubt, es sei noch Nacht und habe weitergeschlafen und sei so, ohne es zu wissen, einen Tag im Leben weitergekommen.

Wie Küken Hahne den Pfarrer verprügelte

Eine besondere Freude bereitete es dem alten Heite, der Küken Hahne gegenüber wohnte, aus der Bodenluke heraus Schneebälle gegen dessen Tür zu werfen, ohne daß dieser ahnte, woher sie kamen.

Als der Nachbar nun eines Tages wieder den Feldzug gegen Hahnes Tür eröffnet hatte und Geschoß auf Geschoß dagegen donnerte, kam plötzlich Küken Hahne wutentbrannt mit einem Stock herausgestürmt. Zornig schaute er links und rechts die Straße herunter, wer denn eigentlich der Übeltäter sei.

Zum Unglück war gerade Pfarrer Schöne vorbeigeschritten. Nichtsahnend ging der mühsam durch den Schnee den Weg herauf, als er plötzlich einen Stock gar unsanft auf seinen Rücken niedersausen fühlte. „Endlich heww ik die, du Gauner“, rief eine zornerstickte Stimme.

Erstaunt wandte sich Pfarrer Schöne um und sah den wutentstellten Hahne mit erhobenem Stock vor sich stehen. Er trat erschrocken einen Schritt zurück, hob den Finger und sagte nur: „Anton, Anton! Was tust Du?“

Schon wollte Hahne antworten, als er oben in den Bodenluke ein schallendes Gelächter hörte und einen Kopf verschwinden sah. Da wußte er, wo er den Schalk zu suchen hatte. Eine unverständliche Entschuldigung stammelnd schlich sich Hahne wie ein begossener Pudel in sein Backes zurück.

Wie Küken Hahne einem Rechtsanwalt Antwort gab

Zu Fredeburg in der Stadt wohnte der biedere Rechtsanwalt Hüser, der den Küken Hahn gerne zum besten hielt. Sah er den Hahne mit dem hohen Zylinder durch die Straßen gehen, öffnete er flugs das Fenster und warf ihm einige Scherzworte zu. Gewöhnlich aber erhielt er eine überaus treffende Antwort, der das Salz nicht fehlte.

An einem heißen Sommertage zog Küken Hahne an Hüser's Haus vorbei. Schon schielte er zum Fenster hinüber in Erwartung des gewohnten Angriffs. Und richtig! Der Fensterflügel öffnete sich und des Rechtsanwalts Kopf streckte sich heraus.

„Gurren Dag, Hahne! Ik gloiwe, de Helle is buasten, sau waarme is et.“ Das kam Hahne recht! Er blinzelte in die Sonne, schielte dann zum Rechtsanwalt herüber, und boshaft kam es von seinen Lippen:

„Nai, dät is siker nit wohr, dann laipen hey mehr Affekoten rümme!“ Eine solch niedrige Einschätzung seines Standes hatte der Rechtsanwalt nicht erwartet. Er zog den Kopf hinein, und bums, flog das Fenster zu. Der Hahne aber lachte sich ins Fäustchen.

Wie Küken Hahne etwas über die Finger bekam

Wenn Hahne einmal einen Jungen erwischte, der ihm „Kikeriki“ nachgerufen hatte, und wenn das in Fredeburg war, schleppte er den Burschen trotz allen Sträubens vor den Kadi. Und das war gewöhnlich sein Freund, der Lehrer Gördes.

Diesem konnte es aber auf die Dauer gar nicht gefallen, daß er Hahnes Prügelknecht spielen sollte, und er beschloß, sich des Hahne auf einfache Weise zu entledigen.

Als der nun wieder einmal einen Jungen vor den Lehrer schleppte, damit dieser ihn verprügelte, bat ihn der Lehrer Gördes, den Jungen festzuhalten, damit er ihn auch wirklich treffe. Das tat nun der Hahne mit Freude, aber der Lehrer richtete es so ein, daß nicht so sehr die Hose des Jungen, als vielmehr die Finger des Hahne getroffen wurden.

Das wirkte; denn dem Hahne mochte es gar nicht recht einleuchten, daß er, der Leidtragende, nun auch noch statt des bösen Buben die Prügel erhalten solle. Seit der Zeit brachte er keinen Jungen wieder zum Lehrer.

Wie Küken Hahne einen bösen Buben trug

Wo immer die Buben den Hahne sahen, suchten sie ihm einen Schabernack zu spielen.

Als Hahne nun einmal zu Fredeburg mit seiner Kiepe Waren für einen Bewohner Altenilpes geholt hatte, setzte er vor der Stadt die Kiepe, ohne sie abzunehmen, für einige Minuten auf die Brückenmauer am Mühlenteich, um auszuruhen.

Das hatte ein kleines, keckes Bübchen in der Schwammklöpperei in Becker-Müllers Hause kaum ersehen, als es auch schon flugs von hinten heranschlich und sich dem Hahne in die Kiepe setzte. Ahnungslos nahm Hahne den Weg wieder auf und schritt rüstig fürbaß.

Zwar wunderte er sich nicht wenig über den Kaufmann, der ihm die Waren so reichlich zubemessen habe, und ächzte und stöhnte, da es lange zum Koppen hinauf bergauf ging. Nach vorn gebeugt trug er seine merkwürdig schwere Last, während das Bürschen in der Kiepe Grimassen schnitt und hinter seinem Kopfe stets lange Nasen machte.

Da begegnete ihm am Stoppelhof ein Bäuerlein, das erstaunt fragte: „Nein, Hahne, habt Ihr Euch denn einen Jungen auf dem Jahrmarkt erstanden?“

Da merkte das Bübchen, daß es höchste Zeit war zu entfliehen. Flugs war es aus der Kiepe und eilte davon, während Hahne starr vor Staunen dem davonlaufenden Jungen nachsah.

Wie Küken Hahne neben einem Schnapsfaß schlief

Vor Altenilpe befand sich ehemals ein tiefer Hohlweg. Als nun Hahne einmal mit seiner Kiepe ein Fäßchen Schnaps in Fredeburg geholt hatte, um es nach Altenilpe zu bringen, vorher aber dem Feuerwasser zugesprochen hatte, verfehlte er den Weg und kam, statt durch den Hohlweg, auf die darüberliegenden Felder.

Und wie er nun den Hohlweg suchte, fiel er kopfüber in die Tiefe. Das Fäßchen rollte heraus und legte sich neben ihn. Dann aber schlief Hahne ein.

Am anderen Morgen bot sich den Vorübergehenden ein seltsames Schauspiel. Noch lag Hahne da in tiefem Schlummer, den einen Arm um das Fäßchen geschlungen. Als man ihn weckte und er seine lächerliche Lage erkannte, nahm er das Fäßchen auf und schlich sich davon.

Zwei Fredeburger Anschläge

Oft kehrte Küken Hahne zu Fredeburg, eine Stunde von Altenilpe, beim Wirte Schulte-Hömberg ein. Da saß er gern auf der Ofenbank und trank einen Kümmel oder auch zwei, wenn er sie, ohne einen Dreier zu bezahlen, erhielt. Dann blinzelte er vergnügt auf die Gäste und machte sich über sie lustig.

Mancher Schalk zeigte sich dann sehr freigebig, um des Küken Hahne boshafte Zunge zu lösen. Der stichelte, wenn er gar tief ins Glas geschaut, über die Fredeburger Streiche, die sie von altersher geleistet. Dann schwoll dem Hahne vor Vergnügen der Kamm.

Da beschlossen einmal einige Gäste, ihm einen Fredeburger Anschlag augenscheinlich vorzuführen. Als er den Wirt zu sich herrief und eine Rolle Fredeburger Feuerschwamm haben wollte, ging dieser hinaus und legte auf Rat der Gäste einen glimmenden Schwamm mitten in die Rolle hinein.

Wie nun Küken Hahne aufbrechen wollte, steckte er die Rolle Schwamm hinten in die Rocktasche. Getrost und zufrieden kehrte er als Sieger heim, aber bei der Mühle gewahrten die Leute, wie auf Küken Hahnes Rücken ständig Dampfwölkchen aufstiegen, zart und dünn, wie von brennender Zigarre.

Die Wölkchen wurden aber immer dichter und dichter, bis mit einemmal der Rock am Schlitz zu glimmen begann. Das wurde aber plötzlich dem Hahne zu heiß, und wie er mit der Hand dorthin fuhr, fühlte er mit Schrecken, daß er am eigenen Leibe brannte.



Winselnd warf er sich auf die Erde und wälzte sich hin und her, um das Feuer zu ersticken. Die lachenden Gäste eilten hinzu und halfen dem Hahne aus seiner heißen Not. „Da habt Ihr nun einen Fredeburger Anschlag“, sagten sie. Hahne aber schwur fluchend, daß sie ihn nicht wieder betrügen würden. Bis das ein zweitesmal geschah.

*

Der alte Schulmeister Gördes zu Fredeburg, Küken Hahnes Freund, saß hinter dem Biertisch mit ihm zusammen und drohte ihm immer wieder mit dem Finger: „Hahne, Hahne, hüte dich! Gleich fliegen wieder die Federn.“ Doch den stach heute der Hafer. Die Fredeburger Schwammklöpfer hatten es ihm angetan.

„Wir wollen ihm einen Denkkzettel geben“, sagten die, „daß ihm alle Lust zum Spott fürderhin vergeht.“

Beim Aufbruch drückten sie dem Halbtrunkenen den alten Zylinder fest auf den Kopf, hatten aber vorher hinten einen langen Streifen Zunder daran gesteckt, den sie angezündet hatten. Nicht lange währte es und Küken Hahnes Haare flammten samt dem Hute.

Seitdem trug der lange Hahne eine Glatze, eine lebende Warnung vor den Fredeburger Anschlägen.

Wie Küken Hahne einmal einen Menschen erschöß

Es gibt Menschenkinder, die nie eine gefährliche Waffe in der Hand haben dürfen, weil sie sonst das größte Unheil anrichten und sich die größte Not bereiten können. Das zeigt folgende Begebenheit aus Hahnes Leben:

Eines Tages beriet er mit Schulte im Altenhof, wie es anzufangen sei, um sich der lästigen Burschen zu entledigen, die ihm täglich einen Schabernack spielten. Der unzertrennbar mit ihm wandernde Krückstock genügte nicht mehr.

Da warf Schulte gelassen das große Wort hin: „Erscheiten moßt de se!“ Das leuchtete dem Hahne sofort ein und fröhlich sagte er: „Jau, dat mak ek!“ Gewwt mei fortens ein geladenen Puster!“ Schulte holte ein altes ausgedientes Steinschloßgewehr, lud es aber nur mit Pulver, damit es wohl großen Lärm aber nur kleinen Schaden anrichten konnte und zeigte dem Hahne die Handhabung. Der ging, selbstbewußt wie ein König, das Gewehr übergeschultert, zu seinem Backes.

Als seine Feinde, die Altenilper Jungen, ihn in solch kriegsmäßigem Anzuge daher kommen sahen, empfanden auch sie kriegerische Gelüste und beschlossen, ihn alsbald zum Gebrauche der Waffe zu zwingen. Das hatte Altenilpe noch nicht erlebt; ein solcher Spaß war Geld wert.

Am Abende noch erfolgte der konzentrische Angriff auf den gefährlichen Backes. Von allen Seiten hagelte es Steine. Da trat gelassen wie ein siegesbewußter Feldherr, Küken Hahne aus der Tür. Er hob die schwere Flinte und legte an. Die kecke Jugend stob nach allen Seiten auseinander. Im selben Augenblicke krachte ein furchtbarer Knall, und die erhabene Gestalt Hahnes stand, vom Pulverdampf umgeben, regungslos da. Lange dröhnte der laute Knall im Ilpetal nach.

Aber kaum war der Schuß verhallt, da stürzte ein Bursche, Voß mit Namen, leblos zu Boden. Zu Tode erschreckt sah Hahne ihn stolpern und fallen.

Er warf die Flinte beiseite und sank neben den wie ein Mehlsack Daliegenden auf die Knie. Er drehte den Burschen auf die Seite und rief seinen Namen: aber der rührte sich nicht.

Henne kam gelaufen und rang die Hände; das ganze Dorf lief zusammen und umstand den Hahnen und sein Opfer.

In ihrer Verzweiflung, da keiner der Menschen Anstalten zur Mithilfe machte, schleppten Hahne und Henne den Toten zu ihrem Backes. Hahne aber versprach der Henne: „Keinen Puster rühr ek wier an!“ und beider Tränen rollten in den Sand.

Vor dem Backes aber regte sich plötzlich die leblose Gestalt. Ehe noch Hahne und Henne aus dem Staunen zu sich gekommen, war der Tote längst über alle Berge. Um zwei bittere Lebensweisheiten reicher kehrte Hahne in sein Backes zurück. Die erste war: Traue keinem Puster und wenn er noch so alt ist; denn er kann einem doch einen dummen Streich spielen. Und die zweite war: Traue keinem Burschen, und wenn er auch gestorben ist!

Wie Küken Hahne beinahe die Eisenbahn durch sein Backes bekommen hätte

Zur Zeit als Hahne lebte, wurde die Eisenbahn erfunden. Aber im oberen Sauerlande kannte man sie nur dem Namen nach. Man fuhr noch mit der alten Postkutsche nach Meschede und Lippstadt oder ging auf Schusters Rappen wie Hahne nach Bilstein, um Tabak zu holen.

Eines Tages aber erschien eine merkwürdige Abordnung in bunter Kleidung in dem abgelegenen Altenilpen. An der Spitze ritt sogar einer zu Pferde. Die Abordnung maß mit Vizebohnen-Stangen die Wege für die neue Eisenbahn ab. Eine Stange ragte sogar durch das Fenster in Küken Hahnes Backes hinein, und sofort erklärte der Führer, daß soweit die Eisenbahn durch den Backes geführt werden müsse. Das schien dem Küken Hahne doch gar bedenklich; denn bei der Enge des Backes kam die Eisenbahn entweder über sein Bettlager und dann konnte er vor Lärm nicht schlafen, oder sie kam über den Feuerplatz und er konnte sich dann kein Essen mehr kochen.

So beschloß Küken Hahne sich auf das Verhandeln zu verlegen, damit man die Bahn um seinen Backes herum, nicht aber dadurch baute. Das kostete ihm viele Worte und nicht wenige Schnäpse, bis die Abordnung damit einverstanden war. Hätte Hahne gewußt, daß es nur verkleidete Altenilpener Burschen waren, die ihn zum besten hielten, er hätte seinen Krückstock genommen!

So hat er es aber erreicht, daß weder durch sein Backes noch durch Altenilpe die Eisenbahn gelegt wurde bis auf den heutigen Tag.

Wie Küken Hahne sich zu helfen wußte

Mit den Hunden weit und breit stand Küken Hahne auf dem Kriegsfuß. Er witterte in ihnen seine angeborenen Gegner, und da sie oft seinen Stock zu fühlen bekamen, kannte ihre Abneigung gegen ihn keine Grenzen. Freilich, die Hose zerreißen konnten sie ihm nicht so leicht, da er bis an sein Lebensende kurze Hosen, die eng anlagen, lange Strümpfe und niedrige Schnallenschuhe trug, wie es damals Brauch war.

Gegen einen Hund in Altenilpe trug Küken Hahne besonderen Grimm, da dieser dem Hahne, sobald er ihn von weitem kommen sah, stets entgegenlief und bis zu seinem Wohnhaus anbellte. – Eines Tages ergriff nun Hahne mit fester Faust den Hund und hielt ihn solange in die Ilpe, bis ihm die Luft ausgegangen war.

Dann schritt er vergnügt nach Hause, und froh, einen Feind weniger zu haben, erzählte er seiner Christine unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Erlebnis. Die konnte sich nun nicht genug tun in Bewunderung seines Mutes und erzählte es stolz im Vertrauen ihrer Nachbarin. So erfuhr es der Eigentümer des Hundes, der nicht wußte, wer sein Tier ertränkt hatte. Ohne von seiner Kenntnis etwas zu verraten, rief er den Küken Hahne auf der Gasse an und bat ihn, einen dringenden Brief mit an den Amtmann zu Fredeburg zu nehmen. In dem Briefe aber stand das Verbrechen Küken Hahnes genau aufgeschrieben, und zugleich war darin die Bitte ausgesprochen, den Hahne zur Buße drei Tage ins Spritzenhaus zu stecken.

Ahnungslos gab Hahne den Brief auf dem Amte ab und staunte nicht wenig, als man ihm unumwunden eröffnete, daß der Küken Hahne des gemeinen Verbrechens beschuldigt sei, einen wertvollen Hund ertränkt zu haben und deshalb drei Tage brummen solle. Ohne sich lange zu besinnen sagte er aber: „Ich bin Anton Beulke, nicht Küken Hahne; wenn Ihr den finden wollt, müßt Ihr noch lange suchen!“ Sprachs und ging unter dem Gelächter der Anwesenden hinaus.

Eine seltsame Suppe

In dem baufälligen Backes, der Behausung Küken Hahnes, befand sich das Feuer noch auf der Erde und dahinter war ein Loch in der Wand, um dem Rauche Ausgang zu gewähren. Über dem Feuer hing der Kochtopf an einem Langohl.

Böse Buben schoben nun eines Tages den gefüllten Magen eines geschlachteten Schafes durch das Loch, so daß er direkt in den brodelnden Kochtopf fiel. Als Küken Henne den Plumps hörte, sagte sie: „Antun, rühr dä Suppe üm“, was dieser auch gehorsam tat.

Während des Rührens stiegen nun ständig Blasen aus dem geplatzen Magen an die Oberfläche der Suppe. Da sagte Hahne: „Christin, wat is dat? Dat säggt jo immer: Wupp, wupp!“ – Christine aber sagte: „Dummer Kärl, dat is dat Fett in dä Supp!“

So aßen sie vergnügt und ließen es sich wohlschmecken.

Wie Küken Hahne Milchsuppe zu essen bekam

Da Küken Hahne auf jeder Geburtstags- und Hochzeitsfeier, bei jedem Schlachte- und Hausrichtfest und bei jedem Begräbnisse sich einfand und immer ganz gewaltigen Hunger mitbrachte, beschloß Gutsherr Schulte auf dem Altenhof, dem Hahne endlich einmal den Hunger gänzlich zu stillen.

Er lud also den Küken Hahne auf den Altenhof und ließ eine Roggenbreisuppe kochen, die für alle seine Leute genügt haben würde. Wie nun der Hahne kam, ließ er ihn recht freundlich in die Leutestube, setzte sich zu ihm und ließ ihm die Suppe auftragen. Dann nötigte er ihn mit vielen Worten, es sich doch munden zu

lassen, was er aber bei Hahne nicht zweimal zu sagen brauchte. Der aß ohne aufzusehen, daß ihm die Kinnbacken klapperten.

Allmählich aber wurde es Hahne doch merkwürdig zu Mute. Er fühlte, daß er für acht Tage im voraus gegessen habe und es ihm nicht gut bekommen würde. Aber anderseits wurde er so freundlich genötigt, daß ihn die Rührung überkam, und er sah, daß noch so reichlich Suppe vorhanden sei, wie er sobald keine wiedererhalten würde. So aß er denn, bis der Schweiß kam.

Des Schulden Zuspruch litt aber keinen Aufschub, und Hahne aß mit Todesverachtung. Doch aller Genuß hat ein Ende und bei Küken Hahne war es ein Ende mit Schrecken.

Sein Gesicht verfärbte sich und die Augen traten stier hervor. Wie er sich erheben wollte, fühlte er sich der Ohnmacht nahe und fiel zu Boden. Da gab es großen Aufruhr auf dem Hofe, weil man glaubte, Küken Hahne werde sterben. Man bearbeitete ihn mit Reiben und Drücken, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Als aber alles nichts half, legte man ein Brett quer über seinen Leib und wiegte es auf und nieder.

Und als er endlich die Augen aufschlug, fuhr man ihn in sein Backes nach Altenilpe. Hahne aber schwur, in Zukunft bei Roggenbreisuppe vorsichtiger zu sein.

Wie Küken Hahne die Hosen voll Brei trug

Ein schlichter, rechter Nachbar Hahnes war Leineweber und saß Tag für Tag in enger Kammer an seinem großen, altmodischen Webstuhl. Der Ofen dieser Kammer wurde von außen geheizt, und Hahne brachte es nicht über sich, an der Feuerung vorbeizugehen, ohne einige Scheite hineinzuworfen, so daß es dem fleißigen Weber oft schier zu warm bei der Arbeit wurde.

Das verdroß den biedereren Mann gar sehr, und mehr als einmal sagte er dem Küken Hahne entschieden die Wahrheit ins Gesicht.

Da wußte nun Hahne, daß sich sein Nachbar darob ärgerte, und da konnte er es erst recht nicht lassen.

Einmal saß er nun bei dem Leineweber, nachdem er ihm wieder einige dicke Scheite in den Ofen geschoben, auf niedrigem Holzschemel am offenen Herdfeuer. Die Rocksclippen hochgeschlagen und das Kinn auf die Arme gestützt, stierte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt in das flackernde Feuer.

Kaum sah ihn der erboste Weber so krumm mit offenem Hosengürtel dasitzen, als er leise hinter den Ahnungslosen schlich und ihm vorsichtig einen ganzen Topf Schichtebrei in die Hosen entleerte.

Als Hahne aufsprang, war das Unglück bereits geschehen. Steif und unbeholfen, als sei ihm etwas allzu Menschliches zugestoßen, kehrte Hahne unter dem Gelächter der nachbarlichen Familie nach Hause zurück.

Wie Küken Hahne beinahe erstickt wäre

Trotz der bitteren Lehre, die Hahne von seinem Nachbar erhalten hatte, brachte er es nicht über sich, jenen ungeschoren zu lassen. Ja, er schien aus Rache noch mehr wie sonst darauf versessen, den Leineweber in seiner Kammer ordentlich einzuheizen. Wie Hahne nun einmal einige schwere Scheite in den Ofen geschoben, trocknete der den Fäden aufgestrichene Schichtebrei gänzlich aus, so daß die Fäden, zum größten Ärger des Leinwebers, bei der Bearbeitung zerrissen.

Da schwor er dem Hahne schwere Rache. Eines Abends kam er in des Küken Hahne Backes und warf einen ganzen Berg frischen Ginster auf das lodernde Feuer. Der Hahne aber lag und schlief, bis plötzlich bei dem gewaltigen Qualm, der seinen Ausweg durch die Türe suchen mußte, dem Hahne beinahe Hören und Sehen verging. Er schrie um Hilfe und dann sank er in Ohnmacht.

Man schleppte ihn auf den Misthaufen hinaus und konnte ihn glücklicherweise wieder zum Leben bringen. Seitdem mied er ängstlich den Ofen des Nachbarn, und der Leineweber freute sich, daß er endlich Ruhe hatte.

Wie Küken Hahne beinahe lebendig begraben worden wäre

Als einmal zu Dorlar das Begräbnis eines bekannten Mannes war, wollte auch Hahne diesem die letzte Ehre erweisen. Mit Vorliebe nahm er an Begräbnissen, aber auch an dem nachfolgenden Leichenschmause teil.

Dicht um das aufgeworfene Grab standen die Leidtragenden. Man senkte den Sarg hinab, und als ein jeder nach den Gebeten des Pfarrers eine Schaufel Erde hinabwarf, stieg Küken Hahne auf den aufgeworfenen Erdhügel, um recht nahe dabei zu sein. Auf dem Rücken trug er die Kiepe, da er nach dem Schmause weiter wollte.

Nun hatte es aber die Nacht geregnet und der Erdboden war weich und schlüpfrig. Und ehe man sich dessen versehen, fuhr die lange Gestalt Hahnes wie auf glatter Eisbahn in die Tiefe des Grabes hinab. Mit dumpfem Aufprall legte sie sich der Länge nach auf den Sarg, und das Unglück wollte es noch, daß eine Schaufel Erde dem Hahne mitten ins Gesicht nachflog.

Wie dumpfe Geisterstimmen scholl es da aus dem Grabe herauf: „Holle, holle, ik will noch liäwwen!“ Und kräftige Fäuste zogen ihn wieder zum Tageslichte herauf.

Geduckt schlich er von dannen, froh noch am Leben zu sein, und nur eins verdroß ihn noch lange, daß ihm nämlich der Leichenschmaus entgangen war.

Wie Küken Hahne des Pfarrers Hund behütete

Wenn der Dorlarer Pfarrer Delbrügge nach Altenilpe kam, den Gottesdienst zu halten, brachte er gerne seinen großen Hund mit. Und da nun Küken Hahnes Hütte nahe der Kapelle stand, brachte er das Tier dem Hahne zur Verwahrung mit den Worten, er solle den Hund ja nicht aus den Augen lassen.

Das faßte nun der Hahne wörtlich auf, und da er nun ein guter Christ war und den Gottesdienst nicht versäumen wollte, band er den Hund an einen Strick und befestigte diesen an seinen ledernen Leibriemen. So zog er denn mit dem Hunde in die Kapelle, und wenn der Hund sich nun rührte, erhielt er einen Schlag, daß er laut winselte.

Dadurch entstand eine gar große Störung, und der Pfarrer machte dem Hahne nachher Vorhaltungen. Der aber entgegnete, es sei ihm doch gesagt worden, den Hund nicht aus den Augen zu lassen, und da habe er geglaubt ihn mit zur Kirche nehmen zu müssen.

Seitdem kam der Pfarrer ohne Hund nach Altenilpe.

Wie Küken Hahne einmal sterben wollte

Der Spätherbst mit der fröhlichen Schlachtezeit bedeutete auch für Küken Hahne die Zeit des Einheimsens. Dann erntete er, ohne gesät zu haben. Auf jedem Schlachtest fest tauchte seine lange Gestalt auf, um an der allgemeinen Freude recht großen Anteil zu nehmen. Und er verstand es, über die Vorzüglichkeit der Blut- und Mett- und Leber- und Schlackerwurst ein fachmännisches Urteil abzugeben.

In dem Dorfe Arpe beteiligte er sich einmal an nicht weniger als sieben Schlachtungen. Doch das Unglück schreitet schnell. Die Kostprobe von allen frischen Wurst- und Fleischwaren zeitigte bei Küken Hahne ein großes Unbehagen, so daß Küken Henne in der Nacht zu den Nachbarn mit dem Schreckensruf lief: „Der Hahne stirbt!“

Nun eilten sie alle herbei, zu helfen. Und da sahen sie den Hahne auf seiner Bettstatt liegen, die stieren Augen zur Decke gerichtet, die Hände krampfhaft auf den geschwollenen Leib gepreßt, stöhnend und ächzend in größter Qual.

Rasch eilte einer zum Pfarrer, ein anderer aber, ein praktischer Mann, sagte, er kenne gegen diese Krankheit ein wirksames Heilmittel. Freilich sei es ein gewaltsames Mittel, doch Hahne könne es vertragen. Man gebe ihm einmal gekochte Plundermilch mit Pflaumen. Und so geschah es denn.

Da schien es denn freilich bald infolge dieser Gewaltkur, daß Hahne wirklich sterben, ja daß sein Leib aus allen Fugen gehen würde, aber er überwand es, und am anderen Morgen konnte Hahne wieder so frisch und fröhlich krähen, als habe er niemals zuviel von den schönen Sachen gegessen. Und so begann er von neuem, an den Schlachtesten teilzunehmen.

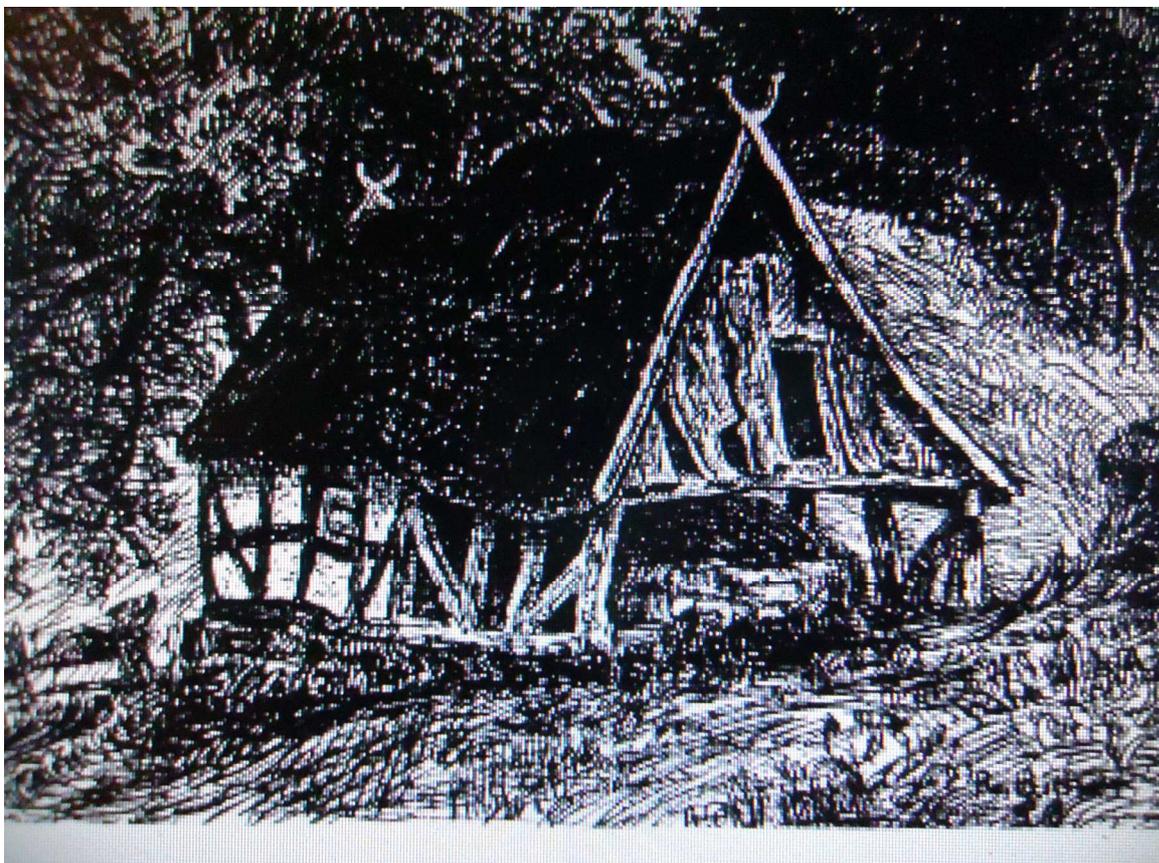
Wie Küken Hahne wirklich starb und begraben wurde

Als Küken Hahne nun nicht mehr von seinen Füßen getragen wurde und somit nicht mehr über Land ziehen konnte, nahmen seine Kräfte rasch ab; denn er war an gutes Essen gewöhnt und das kannte die Henne nicht. Wie es nun wirklich mit ihm zu Ende ging, empfing er die Sterbesakramente und starb. Ein

Testament brauchte er nicht zu machen; denn er besaß keine Kinder und nannte nichts sein eigen.

Wenn aber auch die Altenilper nichts zu erben bekamen, so wollten sie doch ihrem großen Landsmann ein ehrenvolles Begräbnis bereiten, wie sonst wohl nur ein Kaiser bekommt. Sie spannten vor den Leiterwagen, auf dem der von ihnen geschenkte Sarg mit Hahnes Überresten stand, vier stattliche Ackergäule und fuhren so nach Dorlar zum Kirchhof. Pfarrer Schöne aber, der einst Schläge vom Hahne bekommen hatte, schüttelte den greisen Kopf und sagte: „Na, na; er bleibt sich immer gleich!“

Groeteken, Friedrich Albert: Küken Hahne, der Till-Eulenspiegel des Fredeburger Landes. In: *De Suerländer* [Heimatkalender] 1922, S. 20-30. [zugänglich im digitalen Archiv auf <http://www.sauerlaender-heimatbund.de/html/kalender.html>]



VII.

Kuiken Hahne un de Affekote (1977)

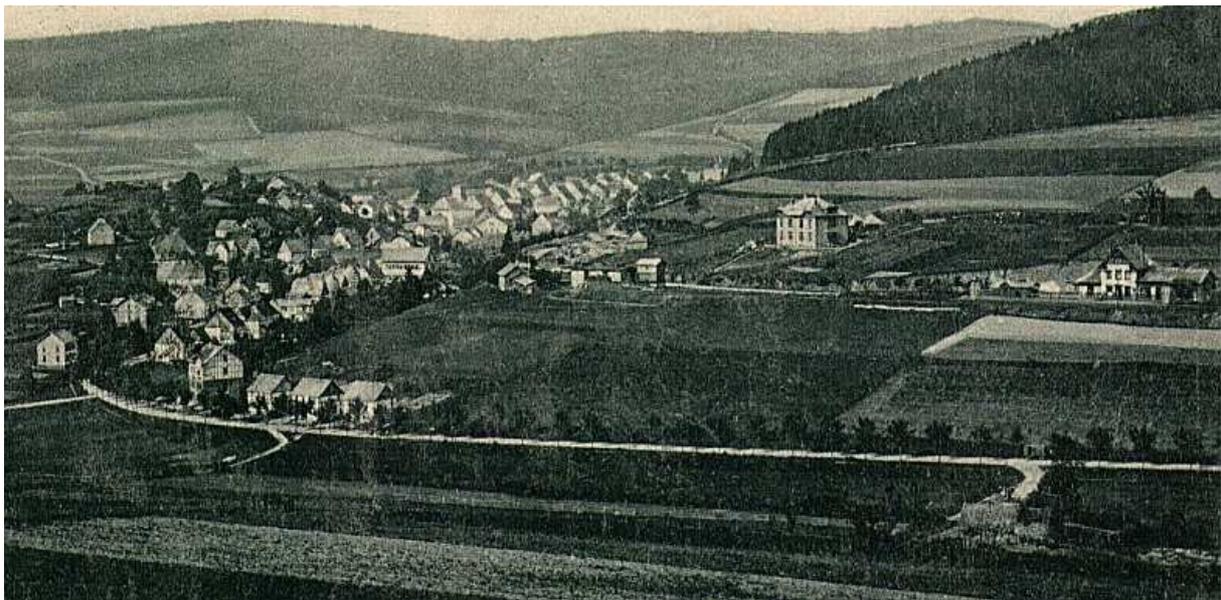
Kuiken Hahn, dai in der aisten Hälfte vam 19. Johrhundert in der Friävesken Giegend liävere, was sä ne richtigegen suerländsken Uilenspoigel.

Ter gleyken Teydt wuehnere in Friävereg de Affekote Hüser, dai diän Kuiken Hahne gerne öüzere. Wann hoi ne op der Strote soh, machte fix et Finster oapen un roip en Hahne an. Dai harr aber löüter de passende Antwoart fär ne proot.

Wier mol – et was wahne hait – toag Kuiken Hahne an Hüsers Höüs verbey. Hoi schiälere all nom Finster ropp un wachtere op en Hüser. Un richtigeg! Et Finster genk oapen, un de Affekote stak en Kopp röüt: „Guerren Dag, Hahne, ick gloive, de Hölle is boasten, sä waarme is et.“

Hahne blinzelere in de Sunne, kuckere dann nom Finster ropp un roip: „Nai, dat is sieker nit woahr, süß loipen hey mehr Affekoten rümme!“

Quelle: Kuiken Hahne [ohne Verfasserangabe]. In: Sauerland Nr. 4/1977, S. 96.



Fredeburg um 1900

(Bildsatz: wikipedia.org – Wikimedia Commons)

VIII.
Über einen Zeitgenossen
des „Kuikenhahne“:
En halwen Suekopp.
„Humoreske“ über Franziskes
von Niedersalwey († 1857)

Von Pfarrer Johannes Dornseiffer



Büste von Johannes Dornseiffer (1837-1914)

Ende vorigen Jahres erhielt ich von befreundeter Seite folgende Zuschrift: „Der alte halwe Suekopp liebte mit seiner Fidel die eintönigen Dörfer des Vaterlandes. Mit seinem Vater hatte er schon dieses Geschäft geübt und wusste von den Patres in Grafschaft zu erzählen, wo er als Messdiener fungiert und stark mitgenommen wurde, daß die Kniee geschwollen waren, weil er zu Weihnachten 72 hl. Messen gedient habe. Er war aus Salwey, ist 70 Jahre alt geworden und in den 50er Jahren gestorben. Er hat noch die alte Hallmann'sche

von Eslohe gekannt, die immer gerufen: >Kinder zehrt! Kindeskinden können's nicht verzehren! Lisbeth, schmelz ein, der Johann weiß noch Butter.<“

Alle Wetter, dachte ich, wo ich das las; da musst du hintergreifen; das war mir zu einem Teile ganz neu. Trotz meines zwanzigjährigen Wohnens in Eslohe hatte ich von dem fidelen Musikanten kein Sterbenswörtchen gehört. Sehr bald wurde an ältere Leute die Frage gerichtet: „Haben Sie den halwen Suekopp gekannt?“ – „Wen, den halwen Suekopp?“ – das Wort musste erst wiederholt werden, um das Gedächtnis aufzufrischen. – Ja wohl! Ich erinnere mich; er hieß Franziskes, aber wie er sich schrieb, weiß ich nicht. Er ist aber gewiss schon fünfzig Jahre tot!“ – Ein anderer sagte: „Ja, ich habe ihn noch gekannt; er ist im Armenhause zu Eslohe gestorben, in einem Zimmer des Amtshauses, das jetzt als Aktenraum benutzt wird. Seine Leiche wurde in die Krypta gebracht. Er muss in dem Jahre gestorben sein, als hier die Ruhr grassierte! Wie er sich geschrieben, weiß ich auch nicht!“

So lauteten die Auskünfte, die mir von verschiedenen Seiten gemacht wurden. Das war mir vorläufig genug; das Sterbebuch meldete: „Franziskus Groß, Almosenempfänger aus Niedersalwey, starb am 29. Dezember 1857 und wurde am 2. Jan. 1858 begraben.“ – Groß ist sein Name. – Nun ließ sich auch ausfindig machen, wie Frau und Kinder geheißen. Die Frau hieß Elisabeth, geborene Wehert; aber woher, sagen unsere Kirchenbücher nicht; die Trauung ist hier nicht erfolgt; wahrscheinlich waren beide aus Haberspanien. 1822 wurde ihnen eine Tochter geboren, die der Mutter Namen erhielt; 1824 wurde Caspar Anton geboren, starb aber im Revolutionsjahre 1848. Im Jahre 1827 wurde Johannes geboren, starb 1845, die Mutter im Jahre 1849, in einem Alter von 58 Jahren.

Vater Franziskes war nach der Notiz aus dem Jahre 1822 auch Maurer. Dieses Handwerk aber war ihm nicht ideal genug, dabei auch zu teuer und kostspielig: denn

„die Kellen un Hamers
un die vellen, vellen Schnörs“,

das konnte er nicht beibringen und beschaffen. Er litt an trockener Kehle. Zwar hatte er sich manchen Stüber verdient mit dem „ächten un rechten Miürmanns Schweid“, die beste Salbe zum Einreiben, wenn sich die Mühlenknechte auf den Mühlensäcken den Rücken wund gelegen haben. Aber weit langte er damit auch nicht, zumal es in Salwey gar keine Mühle gab. Doch er wusste Rat. Als vorzüglichem Musikanten war ihm der Spruch des weisen Sirach (cp 32,5) nicht unbekannt: non impediās musicam; man soll die Musik nicht an die Treppe binden. Rasch war sein Entschluss gefasst. „Lisbeth“, so rief er, „wir gehen ins Land! Ich spiele, du singst und verkaufst nebenbei schöne feine Sachen.“ – Einverstanden, ein Herz, eine Seele. Lisbeth machte sich den Schnappsack zurecht, versorgte sich mit Zwirn, Nadeln, Fingerhüten allerhand Band-Band. Fort ging's von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, durchs ganze Sauerland. – Lisbeth besorgte sich noch einen Vorratssack, dahinein wanderte Brot, Käse, Wurst, Fleisch etc.

Er fidelte und sang:

„Gebt mir en halwen Suekopp,
dei stillet den Hunger
un brenget ok Dorst.“

Gebt mir en halwen Suekopp! – Es dauerte gar nicht lange, da war er überall unter diesem Namen bekannt und genannt. In der Mathmecke bei Wenholthausen ruft ein kleiner Knirps: „Mutter, dei halwe Suekopp is hie!“ „Nä, Männeken“, rief er freundlich, „brenge en ganzen.“
Eines seiner Hauptlieder war:

„Ich bin der Doktor Eisenbart,
Kurier' die Leut auf meine Art,
Kann machen, dass die Blinden gehn
Und die Lahmen wieder sehn.“
Er kurierte alles; auch Kolik:
„Ich gab dem alten Bastium
Ein Pfund ganz schweres Opium;
Er schläft, er schnarcht, er krukt, bum, bum:
Der Kerl läuft wieder rum.“ –

Eines Tages kommt er nach Baust in Sallinghausen; ganz verwundert ruft man ihm zu: „Jöh, bist diu dat! Wy meinten, diu wörst alt lange daut!“ – Er antwortete: „Jo, dat was iek ok. As iek awer vör de Helle kam, seggten se my, iek säll wier gohn un noch en bitken wachten, iek süll dann meyne beien Frönne Max un Moritz metbrenge; dann künn iek wierkummen! – Seiht, nu sin iek wier hie! Nu giät my en halwen Suekopp. Gurren Muorren ock!“

Unser Musikante wusste auf jedes Handwerk ein Stückchen zu singen und zu spielen. Besonders zierlich und feierlich galt sein Lied den Neuvermählten. Mit den feinsten, süßesten und höchsten Tönen, die er in feierlicher Stimmung seiner treuen Violen nur entlocken konnte, spielte und sang er: „O, du Glückseligkeit!“ – Rasch warf er dann die Violine auf seinen Rücken, strich und sang im tiefsten Bass: – „Hunger und Kummer.“ Die Vorlage für diese Tragikomik gab ihm die alte Hallmannsche, Juliane Neuffin aus Würzburg, woher sie der studiosus iuris Hubertus Hallmann nach Eslohe sich als Frau mitgebracht hatte. Sehr bald nach ihrer Ankunft in Eslohe soll sie eine Magd gefragt haben: „Geben die schwarzen Kühe auch weiße Milch?“ Auch einer Mainzerin, Sabine Hilgenhövel, die ebenfalls ins Sauerland geheiratet, wird dasselbe Diktum in den Mund gelegt. Diese armen, armen Ehemänner! Hubertus Hallmann hatte sich bald die Schwindsucht an den Hals gärgert; die Heirat fand 1750 statt, 1765 sank er ins Grab, erst 38 Jahre alt. Seine Eheliebste aber, Juliane Neuffin, wurde 80 Jahre alt und starb erst im Jahre 1795. Der Almosenempfänger Franziskes hatte sie gut gekannt. Auch sie musste am Ende ihres Lebens von Almosen leben, die da immer gerufen: „Kinder zehrt; Kindeskinde können's nicht verzehren.“ – „O, du Glückseligkeit, Hunger und Kummer!“

Diese voreiligen Ehestands-Kandidaten! Warum freit man nicht unter den Töchtern des engeren Vaterlandes? Was willst du in die Ferne schweifen, wo das Gute liegt so nah? –

Wenn Franziskes spielte, dann stand er niemals still, sondern wanderte in der Stube herum und machte seine Pantomimen. Für die Schneider sang und spielte er:

„Ein Schneiderlein, das reisen wollt’,
Es schrie und jammert sehr:
>Ach Mutter, lebet ewig wohl,
Ich seh Euch nimmer mehr.<
Die Mutter weint entsetzlich:
>Das kann ja nicht geschehn,
Du darfst mir nicht so plötzlich
Aus deiner Heimat gehen!<“

Ihr Liebling wandert auf drei Tage in den Taubenschlag, wo er mit Kuchen und Süßigkeiten gefüttert wird. Sodann darf er aus der Fremde in die Heimat zurückkehren, in weißer Weste und mit baumwollenen Handschuhen.

Für die Leineweber sang er:

„Die Leineweber haben eine saubere Zunft,
Scharum di scharum, di wum wum wum.
Das Schiffel schießet hin und her;
Tritt rechts, tritt links! Nun schiebe vor!
Scharum di scharum, di wum wum wum.“
„Wie machens die Schmiede?“ Er antwortete:
„Er macht das Eisen kalt und warm,
Schlägt wuchtig drauf, dass Gott erbarm!“
Dem Schuster sang er nach bekanntem Muster:
„Hans Sachse war ein Schuh-
Macher und Poet dazu!“

Franziskes war auch einer, in seiner Art. Am beliebtesten scheint sein „Grevensteiner Ziegenwalzer“ gewesen zu sein; doch konnte ich brauchbare Stoppeln nicht auffinden. Keusche Ohren vertragen’s nicht.

Nun wollen wir den Kerl laufen lassen; er hat uns genug amüsiert. Im Grunde genommen ist der große Franziskes gar nicht groß gewesen, sondern eine bedauernswerte und heruntergekommene Persönlichkeit. Wenn er wohnte, dann wohnte er auf Richters Backes in Salwey. – Der Schluss lautet: „Hunger und Kummer.“

Aus: *Mescheder Zeitung*, 23. September 1904. (Bemerkenswert ist, wie eifertig und hart der Esloher Pfarrer und Chronist in diesem Stück mit seinem Urteil ist. Zwei von auswärts kommende Ehefrauen, darunter die verarmte Witwe Juliane Hallmann, geb. Neuffin, werden noch nach ihrem Tode ehrenrührig bewertet, wiewohl Dornseiffer kaum zuverlässige Kunde über ihre Persönlichkeit gehabt haben kann. Auch das Schlußurteil über Franziskes ist mit der vom Evangelium gebotenen Achtung vor dem Armen schwer in Einklang zu bringen: Der Kerl „hat uns genug amüsiert“!)

IX.

Heimatgeschichtliche Erkenntnisse zu Anton Beulke (1790-1867)

Friedrich Müller:
Küken Hahne
(1966)

[...] Noch manches „Stückchen“ könnten wir von Küken Hahne berichten, wie sie im Lande erzählt und uns zugetragen worden sind – vielleicht später einmal.

Doch der Wahrheit die Ehre! So geben wir gern und dankbar eine Zuschrift unseres Fredeburger Heimatforschers Josef *Lauber* wieder, wenn leider aus Platzmangel auch nur auszugsweise: Danach war Küken Hahnes bürgerlicher Name Joh. Anton Sievers, geboren am 25. Dezember 1790 zu Dorlar. Die ersten Jahre verlebte er in Menkhausen. Die Schule besuchte er in Dorlar, wo ihm Lehrer Schrage bescheinigte, daß er lesen und schreiben könne. Er blieb dann dort und verheiratete sich am 14. November 1826 mit Christine Kappen aus Hesborn (Kreis Brilon). Vorher hatte er den Familiennamen *Beulke* mit gerichtlicher Konzession angenommen, nachdem sein Vater festgestellt worden war. Die ersten Jahre verlebte das junge Paar in Berghausen. Erst 1830 ließen sie sich endgültig in Altenilpe nieder, wo sie in Heiten Backes wohnten. Und so ganz arm ist er auch nicht gewesen. Als fleißiger und gern gesuchter Tagelöhner brachte er es gar zu eigenem Grund und Boden. Der Tabakhandel war seine Nebeneinnahme.

Also war er doch ein durchaus fleißiger ehrlicher Mensch; beliebt in der Dorfgemeinschaft; fröhlich dazu, dessen Mutterwitz man ebenso gern lauschte wie man seine scharfe Zunge fürchtete. Und manch einer, der glaubte, ihm überlegen zu sein, mußte Federn lassen bei ihm, dem Till Eulenspiegel des Fredeburger Landes.

*Müller, Friedrich: Küken Hahne, der Eulenspiegel des Fredeburger Landes. Nach Aufzeichnung von Dr. Groeteken – 2. Fortsetzung – (siehe Hunau-Bote, Heft 10) nacherzählt von Friedrich Müller. In: Hunau-Bote. Blätter für die Gäste in den verbandsangehörigen Gemeinden Berghausen, Freiheit Bödefeld, Bödefeld-Land, Dorlar, Stadt Fredeburg und Rarbach im Amtsverkehrsverband Fredeburg. Heft Nr. 11 (4. Sept. 1966), S. 4-6.
[wiedergegebener Auszug auf S. 6]*

Josef Lauber:
Kükenhahne
(1969)

Am 25.12.1790 wurde Johann Anton Sievers gt. Beulke in Dorlar geboren als vorehelicher Sohn der Anna Elisabeth Sievers, die am 15.2.1800 in Dorlar den Anton *Krämer* gt. Risse, Bauer auf Rissenhof (heute Alfred Wiesemann, Kirchstr. 5) zu Dorlar heiratete.

Anton *Beulke*, wie er später genannt wurde, ist unter dem Namen *Kükenhahne* weit über die Grenzen der Gemeinde Dorlar hinaus bekannt geworden. – Er war ein Schalk und Eulenspiegel, aber ein durchaus ehrlicher Mensch und bei jedermann beliebt. Er ließ es sich gefallen, daß er gehändelt [*sic*] wurde. Man liebte seinen gesunden Mutterwitz, fürchtete aber seine scharfe Zunge. Man war gern in seiner Gesellschaft, und manch einer, der glaubte, ihm geistig überlegen zu sein, hat Federn lassen müssen. Es werden heute noch unzählige lustige Streiche von ihm erzählt. Der Heimatforscher D.Dr. Friedrich Albert Groeteken hat seine Streichen und Schnurren gesammelt und in Buchform [*d.h. Beitrag im Sauerländer Heimatkalender 1922; Anm. P.B.*] herausgegeben. Ebenso brachte der HUNAUBOTE, Zeitschrift des Amtsverkehrsverbandes Fredeburg, beginnend mit Heft Nr. 9 (Juli) 1966, frei nach Dr. Groeteken, die lustigen Streiche des Kükenhahne.

Er heiratete am 14.11.1826 in Dorlar die Anna Christiane *Kappen*, geboren 1793 in Hesborn als Tochter des Jakob *Kappen* zu Hesborn. Mit ihr hatte er keine Kinder. Anton *Beulke* starb zu Altenilpe am 16.1.1867, 76jährig, seine Frau *Christiane* zu Altenilpe am 12.1.1870 im Alter von ebenfalls 76 Jahren. Ihre letzte Ruhe fanden die beiden auf dem Kirchhofe zu Dorlar, der zu dieser Zeit noch um die Kirche im Dorf lag.

Kükenhahne verbrachte seine Jugendjahre in Menkhausen, wo seine Mutter am 5.6.1759 als 1. Kind der Eheleute Johann Anton Sievers und Anna Catharina Schulte geboren war. Sievers war vom alten Sievers-Hofe zu Dorlar, seine Frau Anna Catharina Schulte vom Schulten-Hofe zu Oberberndorf.

Seine Mutter Anna Elisabeth Sievers heiratete, fast 41-jährig, am 15.2.1800 in Dorlar den Anton *Krämer* gt. Risse, Bauer auf Rissenhof in Dorlar, den Witwer der Eva Maria Heimes, Besitzerin des etwa 150 Morgen großen Rissen-Gutes zu Dorlar, die am 29.1.1799 gestorben war. Aus der Ehe Sievers-Krämer entstammten 2 Kinder: Johann Heinrich *Krämer*, der, 1800 geboren, am 26.11.1804 starb, und Johann Franz *Krämer*, der am 26.3.1804 geboren wurde. Sie waren also Halbbrüder des Kükenhahne.

In der Musterungsliste des Jahres 1810 ist Anton Sievert [*sic*], *1790, aufgeführt mit der Angabe: *unter Maß*. Er war also von kleiner Gestalt. Er kam 1800 mit seiner Mutter nach Dorlar, wo er in Rissen Hause lebte. Im Jahre 1801 besuchte er die 2. Klasse der Schule zu Dorlar unter Lehrer Jakob Schrage, der ihm bescheinigte, daß er *lesen* und *schreiben* konnte.

Nach seiner späten Heirat am 14.11.1826 (fast 36jährig) wohnte er erst einige Jahre in Berghausen und zog 1830 nach Altenilpe, wo er in Heiten Backhaus, das Heiten-Hof gegenüber auf der anderen Straßenseite lag, wohnte. Die Einrichtung des Hauses war sehr primitiv, wie überliefert ist. Kükenhahne verdiente seinen Lebensunterhalt durchweg als Tagelöhner. Er war als fleißig bekannt.

Lt. gerichtl. Erkenntnis vom 11.7.1854 erwarb Anton Beulke 2 Grundstücke auf dem Eickhagen in Dorlar von dem Gutsbesitzer Karl Hoffmann zu Dorlar. Sie hatten eine Gesamtgröße von etwa 2 $\frac{1}{4}$ Morgen. Im Vertrage und im Protokollbuche des Katasteramtes Meschede machte er bei der Unterschriftsleistung drei + + + . Er war schreibens unerfahren. 1801 konnte er schreiben, 50 Jahre später nicht mehr. Anton Beulke starb ohne Testament, und so gingen die Grundstücke an den Schuster Peter *Arens* in Dorlar über.

*Aus: Lauber, Josef: Dorlar. Beiträge zu einer Dorfgeschichte. Dorlar 1969, S. 52-53.
[ingesandt von Herbert Siebert, Lennestadt-Halberbracht]*

X.

Abbildungsnachweis

Aus: De Suerländer – Heimatkalender für 1922:

Abbildungen auf: daunlots-Titelblatt & Seite 47 (Küken Hahne-Haus, Zeichnung v. H. Schöllgen, Bigge); Seite 13; Seite 32 (Zeichnung „Karls Backs in Reiste“); Seite 48; Seite 53.

Aus: De Suerländer – Heimatkalender für 1924:

Seite 8 (Annonce „Gebr. Brill – Bilstein“).

Aus: De Suerländer – Heimatkalender für 1929:

Seite 25 („Spieker mit Zichorienbrenner“, Zeichnung v. Reinhold Bicher);
Seite 32 („Im Hausgarten“, Zeichnung v. R. Bicher); Seite 60 („Backhaus in Grevenbrück“,
Zeichnung R. Bicher).

Alle weiteren Bilddaten in dieser Ausgabe
sind entweder jeweils mit Quellenangabe versehen
oder stammen aus den Bildarchiven des Christine-Koch-Mundartarchivs
und des Maschinen- und Heimatmuseums Eslohe.